

YOUNG ACADEMICS

Soziale Arbeit
2

Tobias Kuhnert

Identitätsprozesse junger lesbischer und bi Frauen

Tanz zwischen Heteronormativität
und lesbischem/bi Selbstbewusstsein

YOUNG ACADEMICS

Soziale Arbeit | 2

Tobias Kuhnert

Identitätsprozesse junger lesbischer und bi Frauen

Tanz zwischen Heteronormativität
und lesbischem/bi Selbstbewusstsein

Mit einem Geleitwort von Dr. Claudia Krell
und Dr. Kerstin Oldemeier

Tectum Verlag

Tobias Kuhnert
Identitätsprozesse junger lesbischer und bi Frauen
Tanz zwischen Heteronormativität und lesbischem/bi Selbstbewusstsein

© Tectum Verlag – ein Verlag in der Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2023
ISBN 978-3-8288-4867-2
ePDF 978-3-8288-7990-4

ISSN: 2940-0597

Young Academics: Soziale Arbeit; Bd. 2

DOI: <https://doi.org/10.5771/9783828879904>



Gesamtherstellung:
Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG
Waldseestraße 3–5 | 76530 Baden-Baden

Alle Rechte vorbehalten

Besuchen Sie uns im Internet
www.tectum-verlag.de

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung
4.0 International Lizenz.

<https://doi.org/10.5771/9783828879904>, am 24.07.2023, 22:58:49
Open Access –  – <http://www.tectum-elibrary.de/agb>

Abstract

Identitätsprozesse queerer Menschen sind bereits gut erforscht. Allerdings lässt ein grosser Teil dieser Studien eine systemische und interaktionale Perspektive vermissen, und aus der Schweiz fehlen Forschungsdaten zu lesbischen/bi Frauen in diesem Themenfeld gänzlich. Ausserdem zeigt sich ein Handlungsdefizit bezüglich einer queerfreundlichen Sozialen Arbeit. Die vorliegende Arbeit untersuchte daher Identitätsprozesse junger lesbischer/bi Frauen in der Deutschschweiz mit Blick auf Bedingungen und Einflussfaktoren dieser Prozesse sowie auf das Handeln der jungen lesbischen/bi Frauen darin. Den theoretischen Rahmen zu Identität, Stigma, Norm und Geschlecht bildeten dabei Arbeiten, die insbesondere im Symbolischen Interaktionismus zu verorten sind. Es wurden neun narrative Interviews mit 15- bis 25-jährigen lesbischen/bi Frauen aus der Deutschschweiz geführt. Mittels der Grounded Theory nach Charmaz, Clarke sowie Strauss und Corbin wurde ein Modell entwickelt, das die Identitätsprozesse junger lesbischer/bi Frauen darstellt. Diese Identitätsprozesse können demnach als Tanz zwischen Heteronormativität und lesbischem/bi Selbstbewusstsein beschrieben werden. Die Heteronormativität äussert sich auf vielfältige Weise und schränkt lesbische/bi Frauen ein, da diese von ihr abweichen. Lesbische/bi Frauen haben verschiedene Strategien, um mit den heteronormativen Erwartungen und Durchsetzungsmechanismen umzugehen und ihre eigene Abweichung von der Norm zu gestalten. Diese Strategien werden durch Kontextbedingungen ergänzt, sodass lesbische/bi Frauen ein Selbstbewusstsein in ihrem lesbisch/bi Sein entwickeln können. Die Ergebnisse wurden schliesslich in den theoretischen Rahmen und den Forschungsstand eingeordnet sowie zu intersektionalen Perspektiven in Beziehung gesetzt und anhand von diesen vertieft. Weitere Forschung sollte eine intersektionale Perspektive weiter vertiefen. Die vorliegende Arbeit kann Sozialarbeiter*innen dabei unterstützen, lesbische/bi Identitätsprozesse besser zu verstehen, eine machtkritische Haltung zu entwickeln, wie auch so zu handeln,

dass sie die Bedürfnisse und Herausforderungen lesbischer/bi Frauen stärker berücksichtigen.

Vorwort

Mit *„Identitätsprozesse junger lesbischer und bi Frauen. Tanz zwischen Heteronormativität und lesbischem/bi Selbstbewusstsein“* gelingt Tobias Kuhnert ein fundierter Einblick in lesbische Lebenswelten. Die anschaulichen und differenzierten empirischen Nachweise für die Wirkmächtigkeit von Heteronormativität zeigen insbesondere, dass (cis- wie transgeschlechtliche) Frauen, die diesen Annahmen nicht entsprechen, auch in den 2020er Jahren immer noch ‚Umgangsstrategien‘ bedürfen. So bringt die interviewte junge Frau Anna es treffend mit nur drei Worten auf den Punkt, wenn sie von „hetero als default“ (Kuhnert 2023: 53) spricht – Hegemonie as we know it.

Einerseits feiern wir bei manchen wichtigen Errungenschaften auf dem Weg zu rechtlicher und gesellschaftlicher Gleichstellung nicht-heterosexueller Lebensweisen bereits mehrfach ‚Jahrzehnte-Jubiläen‘, wie z.B. bei der Streichung von ‚Homosexualität‘ als Krankheit im internationalen Klassifikationssystem der WHO. Andererseits warten wir zumindest in Deutschland noch auf eine in Kraft getretene menschenrechtskonforme Gesetzgebung für Nicht-Cisgeschlechtlichkeit. Und vor diesem Hintergrund belegen auch die aktuellen empirischen Ergebnisse Kuhnerts, wie Heteronormativität nach wie vor zur Abwertung der Menschen führt, die nicht-heterosexuell sind und/oder nicht die geschlechtliche Zugehörigkeit haben, die ihnen bei der Geburt zugewiesen wurde.

Misogynie, Sexismus und Lesbenfeindlichkeit sind nach wie vor Realität im Aufwachsen und (Er)Leben von lesbischen/bi Frauen. Ihre Diskriminierungserfahrungen reichen von struktureller Benachteiligung, dem Ignoriert- und Unsichtbar-gemacht werden über Beleidigungen, Beschimpfungen, anzügliche Blicke oder Bemerkungen bis hin zur Androhung bzw. Umsetzung psychischer, körperlicher und/oder sexualisierter Gewalt (vgl. exemplarisch Krell/Oldemeier 2017). Werden

Fälle von Hasskriminalität noch eher gemeldet¹, geben lediglich 6% der lesbischen/bi Frauen, die in Deutschland leben an, dass der letzte Vorfall von Diskriminierung bei keiner Institution/Organisation bekannt gemacht wurde², rund 40% nannten als Grund dafür, *„es lohnt sich nicht – so etwas passiert andauernd“*.³ Andere Forschungsergebnisse unterstreichen dieses Bild indem sie zeigen, dass Frauen eher dazu neigen, homofeindliche Abwertung hinzunehmen *„da sie durch alltäglichen Sexismus zumeist schon seit jungen Jahren an sexualisierte Abwertung und Beleidigung gewöhnt sind.“*⁴

Vor diesem Hintergrund ist der von Tobias Kuhnert gewählte theoretische und methodische Zugang fundiert konzeptualisiert und gewährleistet die intersektional sowie diversitätssensible Erkenntnisgewinnung über das Leben lesbischer/bi Frauen. Mit der reflexiven Koppelung der empirischen Ergebnisse mit ausgewählten theoretischen Perspektiven und Diskursen, gelingt eine komplexe sowie anspruchsvolle Einsicht in Bedingungen, Strategien und Identitätsbildungsprozesse lesbischer oder bisexueller cis- wie nicht-cisgeschlechtlicher junger Frauen, die mit dem Sinnbild eines „Tanzes zwischen Heteronormativität und lesbischem/bi Selbstbewusstsein“ (Kuhnert 2023: 49) treffend charakterisiert werden.

Denn lesbische und bisexuelle Frauen leben im Kontrast bzw. offenen Widerspruch zu heteropatriarchalen gesellschaftlichen Strukturen, was immer wieder zu Irritationen und Herausforderungen führt. Das vorliegende Buch greift diese auf und bietet einen sehr guten Einblick in die Lebensrealitäten von jungen lesbischen/bi Frauen. Es beschreibt anhand eines eigenen entwickelten Modells *„das in der Fragestellung aufgeworfene Interesse nach den Bedingungen und Einflussfaktoren der Identitätsprozesse junger lesbischer/bi Frauen in der Deutschschweiz und*

- 1 <https://fra.europa.eu/en/data-and-maps/2020/lgbti-survey-data-explorer> (Violence and harassment: Reporting the last incident of hate-motivated physical or sexual attack to any organization, aufgerufen am 30.01.2023).
- 2 <https://fra.europa.eu/en/data-and-maps/2020/lgbti-survey-data-explorer> (Discrimination: Reporting the last incident of discrimination, aufgerufen am 30.01.2023).
- 3 <https://fra.europa.eu/en/data-and-maps/2020/lgbti-survey-data-explorer> (Discrimination: Reason for not reporting the last discrimination incident, aufgerufen am 30.01.2023).
- 4 Lüter, Albrecht/Riese, Sarah/Sülzele, Almut (2020). Berliner Monitoring trans- und homophobe Gewalt. Schwerpunktthema lesbenfeindliche Gewalt, S. 12.

deren Umgang mit ihrer lesbischen/bi Identität respektive deren Handeln in diesen Prozessen.“ (Kuhnert 2023: 104). Der Autor stellt hierbei die beiden Kategorien Heteronormativität als zentrales Strukturmerkmal und das Selbstbewusstsein als lesbische/bi Frau quasi als Pole gegenüber, in deren Spannungsfeld sich die jungen Menschen bewegen und mit dem sie mittels verschiedener Strategien umzugehen bzw. sich positionieren lernen (müssen). Das entwickelte Identitätsmodell junger lesbischer/bi Frauen stellt die (gewaltvollen) Bedingungen von Heteronormativität dar, in Form von normativen Erwartungen, Abwertung/Gewalt, Unsichtbarkeit, Machtblindheit, Durchschlagskraft und Veränderung. Demgegenüber stehen Aspekte des lesbischen/bi Selbstbewusstseins, beschrieben als Gleichwertigkeit, queere Sichtbarkeit, Gefühlsräume, Ermöglichungsräume und queere Zugehörigkeit (ebd.). Zugrunde liegt dem Tanz zwischen diesen Polen die Zugehörigkeit als basales menschliches Bedürfnis. Eine (zumindest teilweise) Entspannung entsteht durch das Erlangen von Handlungsfähigkeit (Agency), welche die jungen Frauen durch die Positionierung zwischen Abgrenzung und Anpassung, Identitätsstolz, Normbefreiung und -subversion sowie Strategien, die auf Coming-out, Schutz und Selbstvergewisserung abzielen, erreichen (ebd.). Hinter der Abstraktion dieser Begriffe steht die detaillierte und feinfühligte Analyse und Darstellung von Interviews mit jungen lesbischen/bi Frauen, die ebenso aufschlussreich wie wertvoll sind.

Um die von Tobias Kuhnert geforderte „(...) Handlungsmacht unterprivilegierter, diskriminierter Gruppen und Individuen zu vergrößern“ (Kuhnert 2023: 130), bedarf es struktureller Veränderungen, die die Privilegierung heteronormativer Lebensweisen aufbrechen. Ein entscheidender Weg führt dabei über die Sichtbarmachung und Relevanzsetzung von Kontexten sexueller und geschlechtlicher Diversität. Da lesbisches Leben in Diskursen zu queeren Leben meist nur untergeordnet von Bedeutung ist, sind die differenzierten empirischen Erkenntnisse von Tobias Kuhnert dafür ein wichtiger Baustein.

Mit Blick sowohl auf heteropatriarchale Gesellschaftsbedingungen als auch Strategien von lesbischen/bi Frauen stellt sich die Frage, welche Implikationen sich aus den Ergebnissen dieses Buches für die Soziale Arbeit ergeben. An erster Stelle steht hierbei wohl wieder einmal die Erkenntnis, wie wichtig und bereichernd es ist, lesbische/bi Frauen

bzw. junge queere Menschen als Adressat*innen der Sozialen Arbeit zu berücksichtigen bzw. ihre Bedarfe konkret zu fokussieren – was gegenwärtig noch viel zu selten der Fall ist. In Deutschland gibt seit 2021 das neue Kinder- und Jugendstärkegesetz vor *„die unterschiedlichen Lebenslagen von Mädchen, Jungen sowie transidenten, nichtbinären und intergeschlechtlichen jungen Menschen zu berücksichtigen, Benachteiligung abzubauen und die Gleichberechtigung der Geschlechter zu fördern.“*⁵ Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen zukünftig mitzudenken, ist also kein *„nice to have“* mehr sondern ein *„must have“* – zumindest auf dem Papier.

Grundlegend für die Soziale Arbeit sollten somit folgende Gedanken sein: Zum einen stehen queere junge Menschen zusätzlich zu allen Anforderungen, die das Leben insgesamt so mit sich bringt, nach wie vor spezifischen Herausforderungen gegenüber, die mit dem gesellschaftlichen Umgang mit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt zusammenhängen, exemplarisch genannt seien hier Coming-out und Transitionsprozesse, der Umgang mit Diskriminierungserfahrungen, das Leben in einer cis- und heteronormativen Welt sowie die Entwicklung passender Lebensentwürfe. Zum anderen führen daraus resultierende Belastungen dazu, dass das Risiko für Suizidgedanken und -versuche bei queeren Jugendlichen deutlich höher liegt als bei ihren Peers. So haben lesbische und schwule Jugendliche ein vierfach höheres, bisexuelle Jugendliche ein fünffach höheres und trans* Jugendliche ein sechsfach höheres Risiko⁶. Nicht zuletzt nimmt die Anzahl junger Menschen, die sich als nicht heterosexuell bzw. nicht cisgeschlechtlich definieren, seit Jahren zu⁷ – dies macht sich u.a. in Kindergärten, Schulen, Ausbildungsstellen, Sportvereinen, Jugendhilfeeinrichtungen und in der Kinder- und Jugendarbeit bemerkbar. Um den Bedarfen von queeren Kindern und Jugendlichen angemessen begegnen zu können

5 Gesetz zur Stärkung von Kindern und Jugendlichen (Kinder- und Jugendstärkegesetz -KJSG), Artikel 1, § 9 Grundrichtung der Erziehung, Gleichberechtigung von jungen Menschen, Absatz 3.

6 Di Giacomo Ester et al. (2018). Estimating the Risk of attempted suicide among sexual minority youths. JAMA Pediatr. 172, 1145–1152

7 Ipsos (2021). Je jünger desto queerer. https://www.ipsos.com/sites/default/files/ct/news/documents/2021-06/Ipsos-PI_LGBTQ_Pride_Jun2021.pdf (aufgerufen am 30.01.2023).

braucht es Fachkräfte, die für das Thema sexuelle und geschlechtliche Vielfalt sensibilisiert und umfassend dazu informiert sind. Die offen und wertschätzend auf die jungen Menschen zugehen sowie ihre Angebote und Einrichtungen in einer Form gestalten, dass sich auch queere Kinder und Jugendliche davon angesprochen fühlen. Ein Ort, an dem Erwachsene sie begleiten und versuchen, ihnen ein möglichst diskriminierungsarmes Umfeld und Aufwachsen zu ermöglichen. Wo sie erleben, dass sie sichtbar und valide sind – und *eine Umkehr der Bewertung von „ich bin falsch“ zu „die Normen sind falsch“* möglich werden kann, so wie Anna es in ihrem Interview mit Blick auf Heteronormativität beschrieben hat: *„[...] Und es ist okay, diesen Erwartungen nicht zu entsprechen, weil eben: Die Erwartungen sind fehlerhaft und nicht die Identität, wo nicht in die Erwartungen passt.“* (Kuhnert 2023: 80).

Anschließend an Kuhnerts Einschätzung „queerfreundliche Soziale Arbeit wirkt“ (ebd.: 131) möchten wir daher festhalten, dass queersensible sozialwissenschaftliche Forschung weiterhin notwendig ist, um queerfreundliche sozialarbeiterische Praxis so wirksam machen zu können.

Es ist uns eine besondere Ehre, für diese anspruchsvolle Arbeit von Tobias Kuhnert ein Vorwort schreiben zu dürfen. Nach unseren Erkenntnissen aus der Studie ‚Coming-out – und dann...?!‘ von 2015 (Krell & Oldemeier) wird aktuell und differenziert deutlich, dass heteronormative Strukturen gerade für junge lesbische/bi Frauen komplexe Herausforderungen bedeuten.

An dieser Stelle wünschen wir allen Leser*innen eine interessante und erkenntnisreiche Lektüre sowie Freude und Mut dabei, sich dem Thema sexuelle und geschlechtliche Vielfalt anzunähern bzw. dies zu vertiefen und die Theorie in der Praxis umzusetzen.

Claudia Krell & Kerstin Oldemeier

Inhaltsverzeichnis

Abbildungsverzeichnis	XVII
Tabellenverzeichnis	XIX
1. Einleitung	1
1.1. Ausgangslage	1
1.1.1. Relevanz für die Praxis Sozialer Arbeit	4
1.1.2. Begriffsverständnisse	6
1.2. Fragestellung	7
1.3. Aufbau der Arbeit	9
2. Theoretischer Rahmen	11
2.1. Identität, Stigma,	11
2.2. ... Norm und Geschlecht	15
2.3. Minderheitenstress	19
3. Forschungsstand	23
3.1. Von intraindividuell orientierten Identitätsentwicklungs- zu interaktional-systemischen Identitätsprozessmodellen	23
3.1.1. Fokus auf Strategien	30
3.2. Spezifika lesbischer Identitätsprozesse	31
4. Methodologischer Rahmen und methodisches Vorgehen	33
4.1. Sampling	35
4.2. Forschungsethische Aspekte	40
4.2.1. Anonymität	40

4.2.2. Information über die Befragungsabsichten	40
4.2.3. Abhängigkeiten	41
4.3. Erhebungsmethode und -vorgehen	41
4.3.1. Entwicklung des Interviewleitfadens	42
4.3.2. Weitere Erhebungsinstrumente	43
4.4. Transkription	43
4.5. Methodisches Vorgehen in der Datenauswertung	44
5. Ergebnisse	49
5.1. Heteronormativität	52
5.1.1. Normative Erwartungen	52
5.1.2. Abwertung und Gewalt	55
5.1.3. Unsichtbarkeit	57
5.1.4. Durchschlagskraft	60
5.1.5. Machtblindheit	62
5.1.6. Veränderung	65
5.2. Strategien lesbischer/bi Frauen	67
5.2.1. Positionierung zwischen Abgrenzung und Anpassung	68
5.2.2. Schutzstrategien	73
5.2.3. Coming-out-Strategien	75
5.2.4. Selbstvergewisserungsstrategien	77
5.2.5. Normbefreiung und -subversion	80
5.2.6. Identitätsstolz	81
5.3. Lesbisches/bi Selbstbewusstsein	84
5.3.1. Gefühlsräume	85
5.3.2. Ermöglichungsräume	87
5.3.3. Queere Sichtbarkeit	90
5.3.4. Gleichwertigkeit	92
5.3.5. Queere Zugehörigkeit	93
5.4. Allgemeine Faktoren	96
5.4.1. Zugehörigkeit als basales menschliches Bedürfnis	97
5.4.2. Agency	99

6. Diskussion	103
6.1. Fazit aus den Ergebnissen	103
6.2. Identität als Handlung und Prozess	107
6.2.1. Einordnung in das Minderheitenstressmodell	109
6.2.2. Homonormativität und lesbische/bi Stereotypen	110
6.3. Intersektionalität und Zugehörigkeit	113
6.3.1. Intersektionale Betroffenheit lesbischer/bi Frauen	114
6.3.2. Verbindung von Heteronormativität mit Kapitalismus und Rassismus	115
6.3.3. Anpassung an weitere normative Kategorien	117
6.3.4. Safer spaces	118
6.3.5. Femme Theory	119
6.4. Reflexion	122
6.4.1. Chancen, Limitationen und Ausblick	122
6.4.2. Reflexive Selbstpositionierung	126
6.5. Schlussfolgerungen für die Praxis Sozialer Arbeit	128
Literaturverzeichnis	133

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1. Identitätsprozessmodell junge lesbische/bi
Frauen

51

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1.	Charakterisierung der Interviewpartnerinnen und der Interviews
------------	---

39

«Und dann ist meine ganze Welt plötzlich farbig geworden»
(Interview Corine, Pos. 820)

1. Einleitung

Zehn Tage nach Einreichung der vorliegenden Arbeit werden die ersten Paare in der Schweiz geheiratet haben, bei denen beide Partnerinnen einen weiblichen Geschlechtseintrag haben. Gleichzeitig diskutiert das Stadtbasler Parlament das fortschrittlichste Gleichstellungsgesetz der Schweiz, das Geschlecht erstmals als mehrdimensional, in sexueller Orientierung, «Geschlechtsidentität, Geschlechtsausdruck und Geschlechtsmerkmalen» (Regierungsrat des Kantons Basel-Stadt, 2022, S. 14) zum Ausdruck kommend begreift und die bestehenden Normen als diskriminierend benennt. Ist die Gleichstellung queerer⁸ Menschen also erreicht? Mitnichten. Frauenpaare sind hetero Paaren bei der Spermien spende im Ausland sowie bei der privaten Spermien spende weiterhin nicht gleichgestellt, und dem gesetzlichen Verbot des Aufrufs zu Hass und Diskriminierung (das überdies in Bezug auf trans Menschen fehlt) steht alle vier Tage ein queerfeindlicher Übergriff gegenüber (Dunkelziffer nicht eingerechnet; LGBT+ Helpline, 2022). Gerade das Beispiel der queerfeindlichen Gewalt zeigt, dass der Blick auf die sozialen Bedingungen⁹ absolut zentral ist – (zunehmende) rechtliche ist noch nicht soziale Gleichstellung.

1.1. Ausgangslage

Heteronormativität ist eine der prägendsten Normen im persönlichen und sozialen Leben in westlichen Gesellschaften. Der Begriff beschreibt die biologistische Normierung körperlicher Merkmale in einem binären System (männlich/weiblich) und die darauf beruhenden

8 Queer ist ein Oberbegriff, der sämtliche Identitäten umfasst, die von der Heteronormativität abweichen.

9 Der Begriff der 'Bedingung' wird in der vorliegenden Arbeit nicht im Sinne von 'Voraussetzung', sondern im Sinne von 'Verhältnis' verwendet.

de Setzung von Cisidentität, Heterosexualität/-romantik, Männlichkeit, sowie binären und konträren Geschlechterrollen und Geschlechtsausdrucksarten als Norm (für eine ausführliche Darlegung s. Kap. 2.2 ... *Norm und Geschlecht*). Heteronormativität geht einher mit Privilegien und Macht für diejenigen, die diesen Normen entsprechen, und mit Stigmatisierung und Diskriminierung derjenigen, auf die das nicht zutrifft, was sich in den eingangs erwähnten Ungleichheiten äussert und in ihnen sichtbar wird.

Gut 80% der queeren Jugendlichen in Deutschland haben bereits Diskriminierungserfahrungen gemacht, fast die Hälfte von ihnen in der Familie und ein ähnlich hoher Anteil in Schule, Ausbildung und Beruf, ein Drittel hat sexuelle Belästigung im öffentlichen Raum erlebt, bei den jungen lesbischen Frauen sogar die Hälfte (Krell & Oldemeier, 2016, S. 56–57). Erfahrungen von Diskriminierung und Gewalt können schwerwiegende psychische und physische Folgen haben – insbesondere für queere Menschen, die von Mehrfachdiskriminierung betroffen sind (LesMigraS, 2012, S. 42–44). So ist die Suizidalität wie auch die Depressivität bei jungen homo-/bisexuellen Männern in der Schweiz signifikant höher als bei ihren heterosexuellen Altersgenossen (Wang et al., 2014; Wang, Häusermann, Wydler, Mohler-Kuo & Weiss, 2012). Entsprechende Daten aus der Schweiz zu lesbischen/bi Frauen liegen nicht vor. Als Gründe für die Suizidalität werden von den betreffenden jungen Männern insbesondere soziale/zwischenmenschliche Probleme (darunter familiäre), Beziehungsprobleme/Liebeskummer sowie eine fehlende Akzeptanz der eigenen sexuellen Orientierung genannt (Wang, Plöderl, Häusermann & Weiss, 2015, S. 501–504). Dem gegenüber stehen hetero Jugendliche in der Schweiz, die mehrheitlich negative Einstellungen zu Schwulen haben, und von denen gut 26% direktes und knapp 85% indirektes homonegatives Verhalten zeigen (Weber, 2022, Kap. 7.1). Auch hier fehlen Daten aus der Schweiz zu lesbischen/bi Frauen.

Während für hetero cis Jugendliche generelle Themen des Jugendalters im Vordergrund stehen (z. B. berufliche Zukunft, körperliche Veränderungen), hängen die Themen, die queere Jugendliche am stärksten beschäftigen, mit ihrer queeren Identität respektive dem Umgang des Umfeldes damit zusammen (Human Rights Campaign, 2012, S. 7). Die damit einhergehenden Herausforderungen für queere Menschen sind

vielfältiger Art und umfassen individuelle, soziale, politische, rechtliche oder ethische Aspekte. Insbesondere für junge queere Menschen – die bereits mit den altersbedingten Entwicklungsaufgaben beschäftigt sind – ergeben sich aus der Auseinandersetzung mit und aus der Diskrepanz zwischen ihren persönlichen Gefühlen sowie den Erwartungen der Heteronormativität zusätzliche Belastungen und Herausforderungen in Identitäts(entwicklungs)prozessen wie auch in ihrem Umgang mit ihrem queer Sein in sozialen Beziehungen (Krell & Oldemeier, 2017; Meyer, 2003; s. auch Kap. 2.3 *Minderheitenstress*). Das Verstecken des eigenen queer Seins ist ein verbreitetes Handlungsmuster, um negative Reaktionen zu vermeiden (Zuehlke, 2004, Kap. IV.3.3.2, VI.3.3–3.4, VII; Krell & Oldemeier, 2017, Kap. 5.8). Informationssuche zu queeren Themen oder auch ein Engagement in queeren Gemeinschaften sind wichtige Handlungsstrategien im Umgang mit der eigenen queeren Identität (Krell & Oldemeier, 2017, Kap. 5.8).

Dieser eklektische Einblick in die Thematik zeigt also ein komplexes Spannungsfeld: Einerseits steigt die gesellschaftliche Akzeptanz queerer Menschen, andererseits besteht die Macht der Heteronormativität ungebrochen fort und wirkt sich massgeblich auf das Leben und die Identitätsprozesse (insbesondere) queerer Menschen aus, die sich dazu verhalten müssen. Dabei lässt sich die Datenlage folgendermassen beschreiben: Zu Diskriminierungserfahrungen (junger) queerer Menschen existieren zahlreiche Studien, teilweise auch aus der Schweiz und aus Deutschland. Auch zur Identitätsentwicklung und zu Coming-out-Verläufen junger queerer Menschen wurde viel geforscht, wobei sich hier bedeutende Kritiken und Lücken zeigen (s. Kap. 3.1 *Von intraindividuell orientierten Identitätsentwicklungs- zu interaktional-systemischen Identitätsprozessmodellen*): So sind viele dieser Identitätsentwicklungsmodelle mit einem normativen Entwicklungsbegriff versetzt, von einer intraindividuellen Perspektiven geprägt, cis Schwule sind überrepräsentiert, und im deutschsprachigen Raum ist die Datenlage äusserst dünn, besonders bezüglich junger Menschen. Ausser einzelnen Arbeiten zu jungen schwulen Männern (z. B. Berchtold, 2012) gibt es zu Identitätsprozessen queerer Menschen *keine* empirischen Daten aus der Schweiz. Die Aktualität der Daten ist ebenfalls ein grosser Schwachpunkt: Wie die eingangs erwähnten Beispiele zunehmender rechtlicher Gleichstellung exemplarisch zeigen, finden zurzeit einige

gesellschaftliche Entwicklungen statt, die einen Einfluss sowohl auf Identitätsprozesse wie auch auf Stigmatisierung und Diskriminierung haben, womit *aktuelle* Modelle für die jungen queeren Menschen von heute notwendig werden. Schliesslich ist eine Verknüpfung der beiden Themen *Identitätsprozesse* sowie *Stigmatisierung und Diskriminierung* – im Sinne einer systemischen Perspektive, die mögliche Wechselwirkungen von Diskriminierungserfahrungen (respektive Faktoren im Umfeld) und Identitätsprozessen (respektive Coming-out-Verläufen) aufzeigt – über die gesamte Datenlage betrachtet selten zu finden. Dasselbe gilt für Ressourcen und unterstützende Faktoren, die selten erhoben und systematisch einbezogen werden.

1.1.1. Relevanz für die Praxis Sozialer Arbeit

Deutsche Studien (Schumann & Wöller, 2015; Staudenmeyer, Kaschuba, Barz & Bitzan, 2016) zeigen, dass es in der Jugendarbeit sowie der Kinder- und Jugendhilfe an Sensibilisierung und queerfreundlichem Handeln der Fachpersonen der Sozialen Arbeit mangelt, und die meisten Angebote für queere Jugendliche (mit entsprechend akzeptierender Haltung) von queeren Vereinen selbst stammen. Eine ähnliche Situation zeigt sich in der Schweiz (Hofmann, Lüthi & Kappler, 2019). Eine queerfreundliche offene Kinder- und Jugendarbeit ist jedoch – besonders für queere Jugendliche in ländlichen Regionen, in denen keine spezifisch queeren Freizeitangebote für Jugendliche existieren – essenziell (Krell & Oldemeier, 2017, S. 214). Für die Schulsozialarbeit in der Schweiz stellt Staniszewski (2019) fest, dass einige Schulsozialarbeiter*innen die Besonderheiten queerfeindlicher Diskriminierung und die spezifischen Bedürfnisse und Herausforderungen junger queerer Menschen verkennen, und sich dies in unzureichend queerfreundliches und unterstützendes Handeln übersetzt. Ähnliches ist in der Kinder- und Jugendhilfe festzustellen: Die Fachpersonen schätzen ihre Kompetenz im Umgang mit queeren Jugendlichen als gross ein und sind der Meinung, eine offene Haltung sei in ihrer Einrichtung erkennbar, was sich jedoch beides nicht erhärten lässt (Schumann & Wöller, 2015). Ausserdem berichtet gut die Hälfte von ihnen, keine Kenntnisse über die Lebenslagen und Bedürfnisse junger queerer Menschen zu

haben und knapp zwei Drittel sind der Meinung, queere Themen spielten für ihren professionellen Auftrag keine Rolle. Nur 29% der Befragten gaben an, «die 4 Phasen des Coming-Out» (Schumann & Wöller, 2015, S. 25) zu kennen und über deren Bedeutung für queere Jugendliche Bescheid zu wissen. Auf welches Coming-out-Modell sich die Autorinnen dabei beziehen, und somit welche vier Phasen dies sein sollen, ist zwar nicht bekannt, doch das Ergebnis steht sinnbildlich für das Unwissen über Identitätsprozesse queerer Menschen.

Im (beispielhaften) Schulkontext erleben junge queere Menschen die Probleme, dass ihre sexuelle/romantische Orientierung und/oder Geschlechtsidentität überbetont wird und sie darauf reduziert werden, aber auch, dass ihre queere Identität ignoriert und nicht ernst genommen wird, oder dass ihre Privatsphäre nicht geachtet wird (Krell & Oldemeier, 2017; Watzlawik, Salden & Hertlein, 2017). Dies deutet auf grosse Wissenslücken und fehlende Sensibilisierung von Fachpersonen hin. Nichtwissen von Fachpersonen über junge queere Menschen kann diese von benötigter Unterstützung ausschliessen, und eine diskriminierende oder ablehnende Behandlung durch Fachpersonen kann die psychische Gesundheit junger queerer Menschen zusätzlich beeinträchtigen, wenn sie sich von Fachpersonen Hilfe erhofft hätten, diese aber nicht wie erwartet erhalten, oder sie kann bewirken, dass sich die Betroffenen gar nicht trauen, sich an Fachpersonen zu wenden, weil sie befürchten, von ihnen abgelehnt zu werden (Hong, Espelage & Kral, 2011).

Die in der vorliegenden Arbeit angestrebten Erkenntnisse über Identitätsprozesse junger lesbischer/bi Frauen sollen somit eine bessere sozialarbeiterische Begleitung junger lesbischer/bi Frauen ermöglichen (individuelle Ebene). Ausserdem werden damit Herausforderungen und Ressourcen sichtbar, die im sozialen Umfeld der jungen lesbischen/bi Frauen und in der weiteren Gesellschaft liegen und damit ein Handlungsfeld für die Soziale Arbeit darstellen (Gruppenebene und gesellschaftliche Ebene). Um diese Herausforderungen und Bedürfnisse hat sich die Soziale Arbeit aufgrund ihres Auftrags der Bearbeitung sozialer Probleme, der Verminderung von Diskriminierung sowie der Ermöglichung sozialer Gerechtigkeit, Teilhabe und Selbstbestimmung zu kümmern (Avenir Social, 2010; Bronner & Paulus, 2017, S. 104). Dafür ist Wissen über die Lebenslagen der Adressat*innen notwendig,

zu dessen Aufbau die vorliegende Arbeit einen Beitrag leistet. Dass professionelle, queersensible Haltungen und entsprechendes Handeln sich positiv auswirken, wurde verschiedentlich bestätigt: Ob Fachpersonen bei einem queerfeindlichen Klima und bei queerfeindlichen Vorfällen intervenieren oder nicht, ob sie Gleichwertigkeit und Unterstützung für Minderheiten propagieren, oder ob sie positiv und unterstützend auf Coming-outs reagieren, beeinflusst die psychische Gesundheit junger queerer Menschen (Hong et al., 2011; Krell & Oldemeier, 2017; Plöderl, Kralovec, Fartacek & Fartacek, 2009) – queerfreundliche Soziale Arbeit wirkt also.

1.1.2. Begriffsverständnisse

Die zentralen Begriffe werden hier kurz expliziert, die Bedeutung weiterer Begriffe wird wo nötig fortlaufend erläutert.

Die Begriffe *lesbisch* und *bi* decken nicht alle Identitäten der Interviewpartnerinnen und der weiteren Zielgruppe 'der' lesbischen/bi Frauen ab, die sich beispielsweise auch als gay, pan, frauenliebend oder homosexuell bezeichnen (können). *Lesbische/bi Frau* wird daher in Bezug auf die vorliegenden Ergebnisse als analytischer Begriff verwendet, der eine Person bezeichnet, die sich selbst als Frau und/oder weiblich identifiziert und sexuell und/oder romantisch von anderen Personen angezogen ist, die sich ebenfalls als Frau und/oder weiblich identifizieren (lesbisch) sowie von Personen, die sich geschlechtlich anders identifizieren (bi). Der analytische Begriff *lesbische/bi Frauen* kann somit umschrieben werden als Menschen, die sich (ausschliesslich oder grösstenteils) als Frau und/oder weiblich identifizieren und eine sexuelle/romantische Orientierung haben, die nicht hetero ist. Begriffe wie lesbisch, bi, homo, hetero oder schwul umfassen sowohl die romantischen wie auch die sexuellen Aspekte von Anziehung, weshalb auf das allgemein verbreitete Suffix *-sexuell* (z. B. bisexuell) verzichtet wird, da dieses zu eindimensional¹⁰ ist.

10 Für ein noch differenzierteres, den vorliegend erhobenen Daten entnommenes Modell von Anziehung, siehe Kapitel 5.3.1 *Gefühlsräume*.

Diese Arbeit orientiert sich an einem Verständnis der interessierenden Prozesse als *Identitätsprozesse*. In Abgrenzung zum naheliegenden Begriff *Coming-out(-Prozesse)* beschreiben Identitätsprozesse deutlich mehr und vielfältigere Phänomene, wie auch Dziengel (2015, S. 306) anmerkt: «Coming out as a term does not accurately capture the ongoing stress of being out and, for most people, the reality of repeatedly making choices regarding disclosing their sexual identity throughout their life span.» Die Abgrenzung zu *Identitätsentwicklung(sprozessen)* liegt darin, dass diese Perspektive in der Regel normative Entwicklungsziele bestimmt und deren Erreichen bewertet (s. auch Kap. 3.1 *Von intraindividuell orientierten Identitätsentwicklungs- zu interaktional-systemischen Identitätsprozessmodellen*), eine Identitätsprozessperspektive hingegen keine solchen festlegt, sondern eine fragende Haltung vertritt (s. auch Kap. 2 *Theoretischer Rahmen*).

Wird der Begriff des *Coming-out* verwendet, schliesst sich die Bedeutung an diejenige von Brodersen und Oldemeier (2017) an, die damit einerseits das persönliche Suchen, Entdecken und Akzeptieren der eigenen nicht-hetero Orientierung respektive nicht-cis Identität (*inneres Coming-out*) wie auch die Bekanntgabe derselben an das soziale Umfeld (*äusseres Coming-out*) bezeichnen. Wenn nicht ausdrücklich als *inneres Coming-out* benannt, meint der Begriff *Coming-out* nur das äussere *Coming-out*.

1.2. Fragestellung

Aus den bisherigen Überlegungen und Darstellungen ergibt sich ein Forschungsbedarf in der Frage der Identitätsprozesse, der folgende Aspekte in den Fokus rückt:

- *gesellschaftlich-kultureller Kontext Schweiz*
Der gesellschaftlich-kulturelle Kontext spielt eine wichtige Rolle in Identitätsprozessen (Cass, 1996; D’Augelli, 1994). Studienergebnisse zu lesbischen/bi Identitätsprozessen stammen grösstenteils aus den USA und sind somit nur äusserst beschränkt auf die Schweiz übertragbar. Auch solche aus Deutschland bilden die Situation in der Schweiz nur bis zu einem gewissen Grad ab. Daher sind Daten aus der Schweiz dringend notwendig. Da der Autor für

eine entsprechende Untersuchung nur in Deutsch entsprechend hohe Sprachkompetenzen hat, muss eine Einschränkung auf die *Deutschschweiz* vorgenommen werden.

– *zeitlich aktuell*

Der zeitgenössische Kontext ist von Bedeutung, und gesellschaftliche Fortschritte oder Veränderungen im sozialen Gefüge haben einen grossen Einfluss auf individuelle Identitätsprozesse (Cass, 1996; Eliason & Schope, 2007; Sophie, 1986). Da dies die erste Studie über Identitätsprozesse lesbischer/bi Frauen in der Schweiz ist, die ausserdem den Anspruch verfolgt, Handlungsempfehlungen für die Soziale Arbeit herauszuarbeiten, sollen die Ergebnisse die Situation *junger* lesbischer/bi Frauen im aktuellen Zeitraum abbilden. Die Erlebnisse und Identitätsprozesse älterer lesbischer/bi Frauen, die sich bereits vor vielen Jahren geoutet haben, sind stärker von den damaligen gesellschaftlichen Verhältnissen geprägt.

– *andere queere Menschen als schwule cis Männer*

In Deutschland gibt es bereits einige Forschung zu Identitätsprozessen lesbischer/bi Frauen (Brodersen, 2018; Karich, 2003; Krell & Oldemeier, 2017; Zuehlke, 2004), in der Schweiz fehlt sie noch vollständig. Um nicht (wie so oft) weiter schwule cis Männer zu untersuchen, sondern eine zusätzliche Gruppe queerer Menschen einzubeziehen, betrachtet die vorliegende Arbeit Identitätsprozesse *lesbischer/bi Frauen*. Ausdrücklich eingeschlossen respektive angesprochen werden sollen sowohl cis wie auch trans Frauen.

– *systemische Perspektive*

Im Sinne einer sozialarbeiterischen Perspektive sollen nicht nur intraindividuelle Prozesse in den Blick genommen werden, wie dies bei vielen – insbesondere der ersten – Identitätsentwicklungsmodellen der Fall ist (s. Kap. 3.1 *Von intraindividuell orientierten Identitätsentwicklungs- zu interaktional-systemischen Identitätsprozessmodellen*), sondern das Individuum wird in seinem 'eingebettet Sein' in soziale Beziehungen und Kontexte betrachtet. Damit können auch Erfahrungen von Stigmatisierung und Diskriminierung sowie Ressourcen und Unterstützung berücksichtigt und auf ihre Interaktionen mit Identitätsprozessen hin befragt werden. Ausserdem soll für die Soziale Arbeit, die eine veränderungs- und handlungsorientierte Disziplin unter menschenrechtlichen Prämissen

ist, nach entsprechenden Ansatzpunkten und Handlungsbedarf gefragt werden.

Daraus ergibt sich die **Hauptfragestellung**:

Wie und unter welchen Bedingungen und Einflussfaktoren verlaufen Identitätsprozesse junger lesbischer/bi Frauen in der Deutschschweiz, und wie gehen lesbische/bi Frauen mit ihrer lesbischen/bi Identität um?

mit folgenden **Unterfragestellungen**:

- Wie gestalten und erleben junge lesbische/bi Frauen die Identitätsprozesse bezüglich ihrer sexuellen/romantischen Orientierung? Welche Faktoren spielen dabei eine Rolle?
- Wie gehen sie mit ihrer sexuellen/romantischen Orientierung in sozialen Interaktionen in verschiedenen Kontexten um? Welche Faktoren spielen dabei eine Rolle?
- Mit welchen Herausforderungen im Zusammenhang mit ihrer sexuellen/romantischen Orientierung sind sie konfrontiert? Welche Vorteile ziehen sie aus respektive welche positiven Aspekte verbinden sie mit ihr?
- In welchen Bereichen zeigt sich Handlungsbedarf für die Soziale Arbeit, um die Handlungsmacht¹¹ junger lesbischer/bi Frauen in Bezug auf ihre sexuelle/romantische Orientierung zu stärken und Diskriminierung zu vermindern?

1.3. Aufbau der Arbeit

Die vorliegende Arbeit setzt sich fort mit *Kapitel 2*, in dem die theoretischen Grundlagen und der *theoretische Rahmen* erarbeitet werden, auf denen sie aufbaut, respektive in dem sie sich bewegt. Dies geschieht mit Blick auf die Konzepte von Identität, Stigma, Norm und Geschlecht, die miteinander in Bezug gebracht werden. Ergänzt werden Grundlagen und Rahmen durch den *Forschungsstand* zu Identitätsprozessen (junger) lesbischer/bi Frauen respektive queerer Menschen, wobei verschiedene Modelle vorgestellt und miteinander sowie

¹¹ Im Sinne von Agency, s. Kap. 5.4.2 Agency.

mit (weiteren) empirischen Ergebnissen verknüpft werden (*Kapitel 3*). *Kapitel 4* behandelt – anknüpfend an den theoretischen – den *methodologischen Rahmen* und erläutert das *methodische Vorgehen* der vorliegenden Forschungsarbeit für den gesamten Forschungsprozess. Die *Ergebnisdarstellung* folgt in *Kapitel 5* entlang des erarbeiteten Modells (Abbildung 1) und des Hauptphänomens des *Tanzes zwischen Heteronormativität und lesbischem/bi Selbstbewusstsein*, mit dem die Identitätsprozesse lesbischer/bi Frauen beschrieben werden. In der abschliessenden *Diskussion* (*Kapitel 6*) werden die Forschungsergebnisse mit dem theoretischen Rahmen in Beziehung gesetzt, einige Aspekte vertieft sowie mit ergänzenden theoretischen Bezügen komplementiert. Ebenfalls erfolgt dort die Darlegung der Chancen und Limitationen sowie eine Reflexion des Forschungsprozesses, bevor die Arbeit mit Schlussfolgerungen für die Soziale Arbeit schliesst.

2. Theoretischer Rahmen

Diese Arbeit interessiert sich für Prozesse, soziale Interaktionen und deren Kontexte sowie dafür, wie lesbische/bi Frauen diese gestalten. Da die durch George Herbert Mead (1934/1975) und Herbert Blumer (1969) begründete Denktradition des Symbolischen Interaktionismus dieselbe Perspektive einnimmt und ähnliche Fragen aufwirft, eignet sie sich besonders und bildet den theoretischen Rahmen und das theoretische Fundament der vorliegenden Arbeit. Das gesamte menschliche (Zusammen)Leben – von zwischenmenschlichen Begegnungen im Kleinen bis zur Weltgemeinschaft im Grossen – kann dem Symbolischen Interaktionismus zufolge nur unter dem Blickwinkel der *Handlung* verstanden werden, die somit konstitutiv für dieses ist. Handlungen entspringen der Bedeutung, die eine Situation für einen Menschen hat, wobei diese Bedeutung wiederum das Produkt sozialer Interaktionen mit anderen Menschen ist. Der Einbezug anderer Menschen als Grundlage von Handeln zeigt damit die Möglichkeit der Dynamik und Veränderung auf, die im Handeln steckt. Der Mensch wird somit als agierendes Subjekt und nicht als reagierendes Objekt gesehen – ohne dabei aus dem Blick zu verlieren, dass Handlungsmacht zwischen Menschen unterschiedlich verteilt ist. Diese Perspektive wird im Folgenden in Bezug auf die hier besonders interessierenden Konzepte von Identität, Stigma, Norm und Geschlecht vertieft und immer weiter konkretisiert. Ein weiteres Unterkapitel rückt mit dem theoretischen Modell des Minderheitenstresses spezifisch queere Menschen in den Fokus.

2.1. Identität, Stigma, ...

Eine zentrale Prämisse des Symbolischen Interaktionismus lautet, dass Sprache eine Grundlage menschlichen Zusammenlebens ist. Sie hat den Zweck, Handeln in sozialen Situationen gelingend zu machen

und bildet die Voraussetzung für Interaktionen. In diesen wird die Reaktion des Gegenübers in der eigenen Äußerung bereits antizipiert, was somit eine Abgrenzung von Nachahmung oder reinem Reiz-Reaktion-Verhalten darstellt. «Der Sinn der Geste eines Organismus liegt ... in der Reaktion des anderen Organismus auf die voraussichtliche Vollendung der Handlung des ersten Organismus, der diese Geste auslöst und aufzeigt» (Mead, 1934/1975, S. 188). Voraussetzung dafür ist, dass sogenannte signifikante Symbole bestehen, also die Kommunizierenden unter dem in der Kommunikation Geäußerten dasselbe verstehen – womit wieder die Bedeutung der gemeinsamen Sprache deutlich wird: «Entscheidend für die Kommunikation ist, daß das Symbol in der eigenen Identität das gleiche [*sic*] wie im anderen Individuum auslöst» (Mead, 1934/1975, S. 191). Das gegenwärtige Handeln wird in einem Denkprozess angepasst an Ideen, das heisst antizipierten Annahmen und Möglichkeiten in der Zukunft; die (physikalische, soziale, abstrakte/ideelle) Umwelt wird wahrgenommen und aufgrund deren Eigenschaften und deren möglicher Reaktionen auf verschiedene Optionen wird das eigene Handeln ausgewählt und angepasst (Blumer, 1969, S. 86–91; Mead, 1934/1975, S. 131–141). Diese Prozesse sind die Voraussetzungen und Grundlagen für das Entstehen von Identität, die ein Mensch also erst in der Verbindung mit anderen Menschen entwickeln kann, «indem er die Haltungen anderer Individuen gegenüber sich selbst ... einnimmt» (Mead, 1934/1975, S. 180), die er als «verallgemeinerte Andere» (Mead, 1934/1975, S. 194–198) internalisiert hat.

Mit diesen verallgemeinerten Anderen gehen normative Annahmen über Angehörige der Gruppe von Menschen, mit denen man es gerade zu tun hat (oder annimmt zu tun zu haben), einher. Diese normativen Annahmen über das Gegenüber nennt Erving Goffman (1963/2018, S. 10) virtuelle soziale Identität. Die dabei wirksame Normsetzung (s. Kap. 2.2 ... *Norm und Geschlecht*) ist ein Prozess, bei dem Personen in Gruppen eingeteilt werden, für die gewisse Eigenschaften als normal/erwartbar und andere als nicht normal/nicht erwartbar gelten, wobei letzteres negativ bewertet – stigmatisiert – wird. Dabei soll nochmals darauf hingewiesen werden, dass Normen nicht einfach so, quasi als Naturgesetze, bestehen, sondern in sozialen Interaktionen durch Handlungen immer wieder hergestellt werden: «Es ist der soziale Prozess des Zusammenlebens, der die Regeln [also Normen] schafft

und aufrechterhält, und es sind nicht umgekehrt die Regeln, die das Zusammenleben schaffen und erhalten» (Blumer, 1969, S. 99). Die virtuelle soziale Identität wird in der konkreten Situation mit der aktuellen sozialen Identität verglichen, die beschreibt, welche dieser Annahmen und normativen Erwartungen das Gegenüber tatsächlich erfüllt. Ist das Gegenüber nun «in unerwünschter Weise anders, als wir es antizipiert hatten» (Goffman, 1963/2018, S. 13), – weicht also seine aktuelle von der virtualen sozialen Identität ab – hat es ein Stigma. Die soziale Identität bei Goffman ist mit dem *Me* bei Mead (1934/1975, S. 216–221) vergleichbar, das die antizipierten Haltungen der (verallgemeinerten) Anderen und die daraus gezogenen Schlüsse für das eigene Handeln beschreibt. Das *Me* wird ergänzt durch das *I* (Mead, 1934/1975, S. 216–221), das alle Potentiale eines Menschen, seine Stärken und Schwächen, enthält und stets dazu drängt, diese Potentiale zu verwirklichen (Mead, 1934/1975, S. 248–250). Es ist der Teil eines Menschen, der ihn zu einem Individuum macht und dessen Stärken er zur Geltung bringen will, um sich positiv von anderen Menschen abzuheben. Diese Überlegenheitsgefühle werden in der Regel in sozialen Interaktionen durch das *Me* moderiert und in sozial akzeptierte Bahnen gelenkt. Das *I* taucht bei Goffman (1963/2018, S. 74–85) als persönliche Identität und Biografie auf. Die persönliche Identität ist von grosser Bedeutung, wenn eine Person mit einem Stigma Informationen über sich kontrollieren möchte, um nicht als Stigmaträgerin erkannt zu werden, und daher abwägt, wann sie wem wie viel über ihre persönliche Identität preisgeben kann. Dabei wendet sie verschiedene «Techniken der Informationskontrolle» (Goffman, 1963/2018, S. 94–128) an, um ihr Stigma zu verstecken und über dieses hinweg zu täuschen. Das Individuum kann auch eine offensive Strategie anwenden und das Stigma offenlegen, «wodurch es seine Situation radikal umformt von der eines Individuums, das Informationen zu managen hat, in die eines Individuums, das unbequeme soziale Situationen zu managen hat, von der einer diskreditierbaren Person in die einer diskreditierten Person» (Goffman, 1963/2018, S. 126). Zwischen Verstecken und Offenlegen liegt das Kuvrieren (Goffman, 1963/2018, S. 128–131), bei dem das Stigma zwar bekannt ist und nicht versteckt, jedoch möglichst verborgen wird, und damit eine Annäherung an die in der Situation erwartete Norm (die virtuelle soziale Identität) geleistet wird.

Identität entsteht nun im Wechselspiel zwischen *Me* und *I*, indem *Me* die Handlungen von *I* gedanklich vorwegnimmt und plant, *I* sie (ähnlich oder ganz anders als von *Me* vorausgedacht/geplant) umsetzt und *Me* diese Handlung wiederum wahrnimmt und als identitätsbildende Erfahrung erkennt und verarbeitet (Mead, 1934/1975, S. 247, 254–255). Goffman (1963/2018, S. 132–133) beschreibt das Resultat dieses Wechselspiels, also die tatsächliche Handlung in der Situation, etwas differenzierter mit einem weiteren Begriff, der Ich-Identität, und das Wechselspiel expliziert er für Menschen mit einem Stigma als Ambivalenz zwischen Selbstverachtung und -akzeptanz.

In Gruppen von Gleichgesinnten können die Überlegenheitsgefühle des *I*, also die Identitätsanteile, die bei einem Menschen besonders ausgeprägt sind und aufgrund derer er sich mit ähnlichen Menschen verbunden fühlt, ausgeprägter sein und werden dort weniger durch das *Me* moderiert, sondern treten stärker zu Tage (Mead, 1934/1975, S. 251–252; Goffman, 1963/2018, S. 140–143) – respektive präziser: Sie werden durch ein situationsangepasstes *Me*, das die Haltungen *dieser spezifischen* Gruppe internalisiert hat, moderiert (Mead, 1934/1975, S. 257–258; Goffman, 1963/2018, S. 140–143). Der Eintritt in eine Gruppe von Menschen mit ähnlichen Eigenschaften oder Interessen ist ein Überschreiten von bisher bestehender Zurückhaltung und allgemeinen Konventionen und eröffnet die Möglichkeit einer intensiven emotionalen Erfahrung von Zugehörigkeit, «da sich die Identität am leichtesten durch den Eintritt in eine genau fixierte Gruppe auszudrücken vermag» (Mead, 1934/1975, S. 265). In solchen Gruppen kann es zu einer Verschmelzung von *Me* und *I* kommen, da die Haltungen der Gruppe (*Me*) den eigenen innersten Haltungen (*I*) gleich sind (Mead, 1934/1975, S. 320–321). Dies beinhaltet jedoch oft auch die Ablehnung von oder gar den Kampf gegen Mitglieder anderer, konträr aufgestellter Gruppen. Solche Erfahrungen in Gruppen mit ähnlichen Menschen sind besonders für Menschen mit einem Stigma von Bedeutung, die darin einen Ort des Rückzugs und der Akzeptanz finden können (Goffman, 1963/2018, S. 104–105, 140–143). Diese Orte dürfen jedoch nicht als ‘heile Welt’ missverstanden werden, da sie die Dualismen, die Normen und Machtungleichheiten zugrunde liegen, zwar zu enthierarchisieren, jedoch nicht grundsätzlich aufzuheben vermögen (Rommelspacher, 1997, S. 258–259). Ebenso fehlt in diesen Kon-

texten oftmals eine intersektionale Perspektive, die mehrere/weitere Stigmata einbezieht und berücksichtigt (Rommelspacher, 1997, S. 260–261) – beispielsweise, indem von ‘den lesbischen Frauen’ die Rede ist, aber eigentlich nur *weisse*, cis, nicht-*behinderte*, formal hoch gebildete, nicht-armutsbetroffene Schweizer Lesben gemeint sind und die spezifischen Lebenssituationen, Bedürfnisse und Diskriminierungserfahrungen anderer lesbischer Frauen nicht berücksichtigt werden oder gar nicht erst zur Sprache kommen.

2.2. ... Norm und Geschlecht

Auf Normsetzung als Voraussetzung für Stigmatisierung wurde bereits hingewiesen. Dies wird nun vertieft und anhand von Normen in Bezug auf Geschlecht, die für die in der vorliegenden Arbeit untersuchte Fragestellung besonders von Bedeutung sind, konkretisiert. Diese Normen werden mit dem Begriff der Heteronormativität (Butler, 1990/2003; Hartmann & Klesse, 2007; Hoskin, 2013; Kleiner, 2016; Wagenknecht, 2007; Warner, 1993) umfasst, der «ein zentrales Machtverhältnis [beschreibt], das alle wesentlichen gesellschaftlichen und kulturellen Bereiche, ja die Subjekte selbst durchzieht» (Hartmann & Klesse, 2007, S. 9). Heteronormativität ist die normative Erwartung der Kongruenz und biografischen Beständigkeit von körperlichen Merkmalen, Geschlechtsidentität, Geschlechtsausdruck und romantischem/sexuellem Begehren (Butler, 1990/2003, S. 17, 38). Sie beruht auf der Prämisse von gesunden Körpern als auf zwei (und nur zwei) Arten vorkommend: als männlich oder weiblich. Diese so geschlechtlich gefassten Körper schliessen sich gegenseitig aus und sind damit klar voneinander abgrenzbar. Sie bestimmen das ebenso binäre und abgrenzbare geschlechtliche Selbsterleben, das mit dem körperlich determinierten Geschlecht übereinstimmt und sich in unterschiedlichem, männlichem und weiblichem, Verhalten äussert, wovon die sexuelle/romantische Anziehung, die ausschliesslich auf das andere Geschlecht gerichtet ist, das zentralste ist. Ausserdem sind diese geschlechtlichen Einteilungen in all ihren Dimensionen unveränderbar und Männlichkeit steht hierarchisch über anderen Formen (weiblich, nonbinär, androgyn, inter, etc.) von Geschlecht respektive geschlecht-

lichem Ausdruck. Abweichungen von dieser Norm werden negativ bewertet (stigmatisiert) und sind der Heteronormativität hierarchisch unterstellt. Soweit die normativen Prämissen, die «so zu der Schlußfolgerung [verleiten], daß eine Person eine Geschlechtsidentität (*gender*) – Mann oder Frau – ist, und zwar kraft ihres anatomischen Geschlechts (*sex*), ihres psychischen Selbstgefühls und den verschiedenen Äußerungen dieses psychischen Selbst, deren hervorstechendste das sexuelle Begehren ist» (Butler, 1990/2003, S. 44). Heteronormativität präsentiert sich damit als Voraussetzung, um überhaupt Person zu sein und Identität zu besitzen (Butler, 1990/2003) und als «society itself» (Warner, 1993, S. xxi).

In welchem Verhältnis stehen nun Stigma und Identität mit Normen, konkret mit denjenigen in Bezug auf Geschlecht, also Heteronormativität? Stigmata entstehen, indem gewisse menschliche Eigenschaften und Merkmale herausgegriffen und unterschieden werden. Dieser Prozess kann als *labelling* (Link & Phelan, 2001, S. 367–368) bezeichnet werden und erfolgt anhand (scheinbarer) Unterschiede, die oft naturalisiert werden. Dies trifft besonders für Geschlecht zu, dessen Binarität biologisch binär determiniert sei. Allerdings werden geschlechtliche Identifikationen und Merkmale in sozialen Interaktionen diskursiv überhaupt erst *hergestellt* und bestehen nicht als vor-diskursives Naturgesetz (Butler, 1990/2003). Sie sind ein Resultat der oben beschriebenen Identitätsprozesse, ein Wechselspiel von *Me* und *I*, von sozialer und persönlicher Identität: «Diese im allgemeinen [*sic*] konstruierten Akte, Gesten und Inszenierungen erweisen sich insofern als *performativ*, als das Wesen oder die Identität, die sie angeblich zum Ausdruck bringen, vielmehr durch leibliche Zeichen und andere diskursive Mittel hergestellte und aufrechterhaltene Fabrikationen/Erfindungen sind» (Butler, 1990/2003, S. 200). Der Körper ist nicht Ursache, sondern Ausdruck von Geschlecht. Damit werden körperliche Unterschiede zwischen Menschen nicht negiert, doch die individuellen körperlichen Merkmale und Eigenschaften müssten nicht zwangsläufig dazu führen, eine binäre Einteilung vorzunehmen und darauf aufbauende soziale Erwartungen und Hierarchien zu formulieren – die körperlichen Merkmale der Menschen sind deutlich vielfältiger, als dies die normative binäre Einteilung glauben macht. Dies zeigt sich sowohl an inter Menschen wie auch daran, dass die Varianz körperlicher

Merkmale *innerhalb* der Gruppe der cis Frauen sowie der Gruppe der cis Männer sehr gross ist. Die Konstruiertheit vergeschlechtlichter Körper zeigt sich überdies in Normen, wie als männlich definierte und wie als weibliche definierte Körper auszusehen und was sie zu leisten respektive welche Funktionen sie zu erfüllen haben: Diese Normen werden von vielen Menschen einzulösen versucht¹², indem sie ihre Körper diesen Normen anzupassen versuchen, beispielsweise durch Sport, Diät, Schwangerschaft oder kosmetische Operationen – eine Herstellung von Geschlecht auf körperlicher Ebene, die dessen anscheinende körperliche Determiniertheit festigt.

Der Rückgriff auf einen angeblich biologischen Ursprung, eine ‘innere Realität’ von Geschlecht, ist auch für die sexuelle/romantische Orientierung als Teilaspekt von Geschlecht zu finden. Dies zeigt sich beispielsweise in Ausdrücken wie ‘*born this way*’, der in queeren Gemeinschaften verbreitet ist, um das eigene queer Sein als rein biologisches/natürliches Faktum zu bezeichnen. Auch, dass Abweichungen von heteronormativen Geschlechterrollen fälschlicherweise mit einer homo Orientierung gleichgesetzt werden, ist Ausdruck der heteronormativ geforderten Kongruenz von Geschlechtsidentität, Geschlechtsausdruck und romantischem/sexuellem Begehren: «What we all saw as signs of lesbianism were signs of nonconformity to sexist standards of femininity» (Phelan, 1993, S. 774). An Inszenierungen von Heteronormativität in homo Beziehungen (z. B. *butch/femme*-Rollen, s. dazu auch Kap. 6.2.2 *Homonormativität und lesbische/bi Stereotypen* sowie 6.3.5 *Femme Theory*) oder in queerer Kultur (z. B. Drag) ist die Konstruiertheit von Geschlecht und ihr performativer Charakter besonders gut zu erkennen und ihre angeblich Natürlichkeit und vorkulturelle Universalität zu widerlegen (Butler, 1990/2003). Schliesslich legt bereits die Existenz und Realität queerer Lebensformen und Identitäten die Konstruiertheit der Heteronormativität offen und (zer)stört deren Erscheinung als natürliche Normalität: «Das regulierende Ideal [der Heteronormativität] entlarvt sich als Norm und Fiktion, die sich selbst als Entwicklungsgesetz verkleidet und das sexuelle Feld, das sie

12 Wobei *Versuch* hier nicht bewusste Entscheidungen und Handlungen meint, sondern in der Regel vielmehr unbewusst, als stark internalisierte verallgemeinerte Andere, vonstatten geht.

angeblich nur beschreibt, in Wirklichkeit reguliert» (Butler, 1990/2003, S. 200). Geschlecht ist somit etwas, das in zwischenmenschlichen Interaktionen mittels zahlreicher Codes *hergestellt* wird – ein «doing gender» (West & Zimmerman, 1987). Beispiele für solche vergeschlechtlichten Codes sind Name, Kleidung, Stimmlage, Körperhaltung und Bewegungen, körperliche Merkmale, sexuelle und romantische Orientierung, bis hin zu Beruf und Freizeitbeschäftigung (s. auch Hark & Meißner, 2018). Sie sind *Aspekte und Ausdruck* – nicht Ursprung – von dem, was wir Geschlecht nennen.

Die Unterscheidung und Unterteilung aufgrund von Eigenschaften und Merkmalen – das *labelling* – bedingt weiter einer Hierarchisierung, um als Stigmatisierung wirksam zu werden, wobei Abweichungen von der Norm negativ bewertet und mit Statusverlust und Diskriminierung belegt werden (Link & Phelan, 2001, S. 368–375). Normierung und Stigmatisierung bedürfen zu ihrer Durchsetzung schliesslich auch Macht(ungleichheit) (Link & Phelan, 2001, S. 375–376; Rommelspacher, 1997), die in der Regel ebenso unreflektiert als natürlich und damit legitim wahrgenommen wird wie die Norm selbst – doch auch Macht wird in Handlungen diskursiv hergestellt (Foucault, 1976/1983, S. 93–102). Es ist insbesondere durch diese Machtungleichheit, dass die Identität stigmatisierter Gruppen massgeblich und für sie erfahrbar(er) von der dominanten Gruppe bestimmt wird: Die verallgemeinerten Anderen sind die Norm und schreiben sich als solche in die Identität stigmatisierter Menschen ein – und sei es als Wissen um die eigene Abweichung davon (Rommelspacher, 1997, S. 253–254). Der Umgang der so Stigmatisierten damit führt zurück zu den oben erwähnten Techniken der Informationskontrolle. Aufseiten der dominanten Gruppe haben die geschilderten Prozesse zur Folge, dass Vermeidungs- und Verleugnungsstrategien angewandt werden, um sich nicht mit der eigenen Identität als machtvollere Gruppe und den damit einhergehenden Privilegien für sich und der Diskriminierung der anderen auseinandersetzen zu müssen: «Insofern verführt die Position der Dominanten dazu, sich selbst auszuweichen» (Rommelspacher, 1997, S. 265). Gelingt es den der Norm entsprechenden Menschen als Angehörige der dominanten Gruppe jedoch, sich mit ihrer Position auseinanderzusetzen, eröffnet dies auch ihnen Möglichkeiten, die eigene Identität eher individuellen Bedürfnissen und Wünschen

entsprechend zu gestalten sowie neue Erfahrungen zu machen und neue Perspektiven zu erleben (Rommelspacher, 1997, S. 262–266; Goffman, 1963/2018, S. 166–171). *Den Menschen*, der allen Normen vollumfänglich entspricht, gibt es ohnehin nicht, sondern es handelt sich vielmehr um eine graduelle, teilweise gar zeit- und situationsabhängige Normentsprechung/-abweichung (Goffman, 1963/2018, S. 156–166).

Die nun beschriebenen Prozesse, insbesondere die Herstellung von Identität, beinhalten stets auch – situations-, zeit- und machtabhängige – Möglichkeiten der Veränderung von Normen, da es sich, wie erwähnt, um diskursive Prozesse handelt, bei denen sich beispielsweise stigmatisierte Personen zu erkennen zu geben und sich gegen eine damit einhergehende Ungleichbehandlung wehren, was das Gegenüber nicht unbeteiligt lässt, sondern Veränderungen anstossen kann (Blumer, 1969; Butler, 1990/2003; Goffman, 1963/2018; Krappmann, 1975; Rommelspacher, 1997).

Abschliessend seien nochmals die zentralen Merkmale von Identität, Norm, Macht und Stigma auf den Punkt und in ihren Zusammenhang gebracht: «Die Identität als *Praxis*, und zwar als *Bezeichnungspraxis* zu verstehen, bedeutet, die kulturell intelligiblen Subjekte als Effekte eines regelgebundenen Diskurses zu begreifen, der sich in die durchgängigen und mundanen Bezeichnungsakte des sprachlichen Lebens einschreibt» (Butler, 1990/2003, S. 212). Identität entsteht somit durch, insbesondere symbolisch-sprachliches, Handeln in Orientierung an und in Auseinandersetzung mit Normen, die mit Macht – als Voraussetzung für Normsetzung und als Belohnung für Normerfüllung ('kulturell intelligible' vs. stigmatisierte Subjekte) – verbunden sind.

2.3. Minderheitenstress

Für das Verständnis über homo/bi Menschen ist die Theorie des Minderheitenstress (Meyer, 2003) ein weiterer wichtiger Bezugspunkt. Das Modell zeigt auf, dass Menschen, die stigmatisierten Gruppen angehören, zusätzlich zu allgemeinen Stressoren weiteren Stressoren ausgesetzt sind, die auf ihrer Stigmatisierung beruhen, und zu spezifischem Minderheitenstress führen. Kann dieser Stress nicht oder nicht in genügendem Ausmass mit erfolgreichen Copingstrategien be-

wältigt werden, ist als Folge eine Beeinträchtigung der psychosozialen Gesundheit zu befürchten. Meyer (2003, S. 5) führt vier Stressoren an, die für den Minderheitenstress von homo/bi Menschen besonders relevant sind und ihre psychische Gesundheit beeinträchtigen können:

- *Stigmatisierungserfahrungen* in Form von vorurteilsbasierten Ereignissen wie beispielsweise Diskriminierungs- oder Gewalterfahrungen
- *Stigmatisierungsbefürchtungen*: Die Person kennt die gesellschaftliche Norm (als verallgemeinerte Andere; siehe auch letzter Punkt dieser Aufzählung: internalisierte Homonegativität) und ihre eigene Abweichung davon, weshalb sie immer mit einer Stigmatisierung mit Folgen wie Zurückweisung, Abwertung und Diskriminierung rechnen muss, was sie zu ständiger Wachsamkeit drängt und soziale Interaktionen zu einem ‘Spiessrutenlauf’ macht.
- *Verstecken vs. offenlegen*: Die homo/bi Orientierung zu verheimlichen kann zwar als Strategie angewandt werden, um keine Stigmatisierung zu erfahren (Informationskontrolle bei Goffman), verlangt jedoch viel Aufmerksamkeit, Abwägen, Verhaltensanpassung oder Lügen, um nicht entdeckt zu werden, was ebenfalls stresserzeugend wirkt. Wird die homo/bi Orientierung hingegen offen erwähnt und gelebt, müssen möglicherweise negative Reaktionen des Umfelds und Stigmatisierungen verarbeitet werden (siehe erster Punkt dieser Aufzählung: Stigmatisierungserfahrung).
- *Internalisierte Homonegativität*¹³: Die Person wendet die Stigmatisierung im Sinne einer Selbstabwertung auf sich selbst an, weil sie die gesellschaftlichen Normen (als verallgemeinerte Andere) internalisiert hat und ihr eigenes homo/bi Sein nicht akzeptiert.

Minderheitenstress spielt sich damit genau im oben beschriebenen Feld von Identität, Stigma, Norm und Geschlecht ab.

Die möglichen negativen Folgen von Minderheitenstress auf die psychosoziale Gesundheit können durch erfolgreiche Copingstrategien

13 Der von Meyer verwendete Begriff lautet ‘internalisierte Homophobie’ («internalized homophobia», Meyer, 2003, S. 5), was jedoch nicht passend ist, da Phobie in der Psychopathologie Formen von Angststörungen beschreibt, wohingegen es bei Homonegativität (und Binegativität) um Ablehnung von und Intoleranz gegenüber homo/bi Menschen geht (Dermer, Smith & Barto, 2010, S. 328–329).

und Schutzfaktoren sowohl persönlicher Art auf individueller Ebene wie auch sozialer Art (z. B. Freundschaften) abgewendet oder kompensiert werden (Meyer, 2003, S. 6–7). Schliesslich beeinflussen die Wichtigkeit der Minderheitsidentität, deren persönliche Bewertung sowie die Integration der stigmatisierten Eigenschaft in die Gesamtidentität die Auswirkungen der Stigmatisierung (Meyer, 2003, S. 7–8).

3. Forschungsstand

In diesem Kapitel wird der Forschungsstand zu Identitäts(entwicklungs)prozessen lesbischer/bi Frauen¹⁴ dargestellt. Dabei ist über den betrachteten Zeitraum eine Verschiebung von intraindividuell ausgerichteten hin zu interaktional-systemischen Modellen feststellbar. Aus letzteren werden zwei herausgegriffen, miteinander in Verbindung gesetzt und anhand von empirischen Ergebnissen – schwerpunktmässig aus Deutschland – konkretisiert. Nach einem Blick auf Strategien in diesen Identitätsprozessen werden in einem zweiten kurzen Unterkapitel einige Besonderheiten von lesbischen Identitätsprozessen hervorgehoben.

3.1. Von intraindividuell orientierten Identitätsentwicklungs- zu interaktional-systemischen Identitätsprozessmodellen

Die Identitätsentwicklung von homo Menschen wurde, insbesondere ab den 1980er-Jahren, von mehreren Autor*innen in verschiedenen Modellen dargestellt (z. B. Cass, 1979; Coleman, 1982; Troiden, 1989), wobei lineare Stufenmodelle vorherrschend waren, und viele dieser Modelle vornehmlich schwule Männer untersuchten, jedoch oftmals eine Übertragung auf lesbische Identitätsentwicklung angenommen oder behauptet wurde – zwei Kritikpunkte, die von einigen Autor*in-

14 Gewisse der hier präsentierten Studien untersuchten nur lesbische Frauen, andere Lesben und Schwule, wieder andere queere Menschen. Lesbische Frauen gehören jedoch in allen zitierten Studien zur untersuchten Gruppe, ausser bei Berchtold (2012), dessen Studie auf Schwule beschränkt ist, die allerdings jugendlich und aus der Schweiz sind, weshalb sie ebenfalls einbezogen wurde.

Ausserdem verorten diese Studien lesbisch/bi Sein begrifflich in der Regel nur als sexuelle Orientierung und nicht als sexuelle und/oder romantische Orientierung, und Identitätsprozesse beschreiben sie häufig als Identitätsentwicklung(sprozesse). Die verwendeten Begriffe weichen daher in diesem Kapitel von der Verwendung in der restlichen vorliegenden Arbeit ab.

nen angebracht und in eigenen Modellen zu beheben versucht wurden (Sophie, 1986; Brown, 1995; McCarn & Fassinger, 1996). Doch auch vermehrt aufkommende Modelle der Identitätsentwicklung lesbischer Frauen stellten diese als linearen Prozess dar (Chapman & Brannock, 1987; Lewis, 1984). Identitätsentwicklungsmodelle für trans Menschen (in der Regel ebenfalls lineare) wurden ab den späten 1990er-Jahren entwickelt (Bockting & Coleman, 2007; Devor, 2004; Gagné, Tewksbury & McGaughey, 1997; Kuper, Wright & Mustanski, 2018). Zusammenfassend dargestellt lassen sich die verschiedenen linearen Identitätsentwicklungsmodelle für lesbische Frauen als vierstufigen Prozess darstellen, der zweigleisig als Entwicklung einer individuellen sexuellen Identität (unten gekennzeichnet mit I) und einer dieser tendenziell nachgelagerten Gruppenzugehörigkeitsidentität (unten gekennzeichnet mit G) verläuft (McCarn & Fassinger, 1996; ähnlich auch Sophie, 1986):

1. *Bewusstsein* des eigenen Andersseins (I) sowie der Existenz nicht-heterosexueller Orientierungen (G)
2. *Erkundung* der Anziehung zu Frauen und der eigenen Haltungen (I) sowie der Frage der Zugehörigkeit zur Gruppe der homosexuellen Menschen/lesbischen Frauen (G)
3. *Vertiefung* des Verständnisses über sich selbst, die eigenen Bedürfnisse/Wünsche und deren Verwirklichung (I) sowie ein persönliches *Engagement* in der homosexuellen/lesbischen Gemeinschaft und ein Bewusstwerden derer Unterdrückung (G)
4. *Internalisierung/Synthese* der Anziehung zu Frauen in die gesamte Persönlichkeit (I) sowie der Zugehörigkeit zu einer Minderheit in verschiedenen sozialen Kontexten (G)

Insbesondere diese ersten linearen Modelle, die oftmals von Psycholog-/Psychiater*innen klinisch entwickelt wurden, stellen Coming-outs als normative Entwicklungsaufgabe sowie als Notwendigkeit und Voraussetzung einer «gesunden» und stabilen Identität» (Schirmer, 2017, S. 184) wie auch einer politischen und sozialen Akzeptanz dar. Diese Darstellung wurde dahingehend kritisiert, dass sie Coming-outs individualisiere und dabei Macht, Privilegien und eine intersektionale Perspektive, beispielsweise bezüglich Misogynie, Behinderung, Rassifizierung, Klasse oder nicht-westliche kulturelle Herkunft – insbesondere als Ursachen, sich nicht outen zu können – ausser Acht lasse (Bilodeau

& Renn, 2005; Eliason, 1996; Eliason & Schope, 2007; Klein, Holtby, Cook & Travers, 2015; LesMigraS, 2012; Rasmussen, 2004; Watzlawick, 2014; Woltersdorff, 2005): «When the standard of the ‘good, out queer’ is based on individuals with the most privilege, this marginalizes the experiences of those who face multiple forms of oppression» (Klein et al., 2015, S. 319). Diese Kritik umfasst auch die in den meisten dieser Modelle geforderte Anpassung queerer Menschen an und ihre Unterordnung unter die Heteronormativität – meist in Form der höchsten Entwicklungsstufe, der Identitätssynthese, in der die queere Identität unter anderen Identitätsanteilen eine konsolidierte Position einnimmt, die der Heteronormativität in ihrem Kern nicht (mehr) gefährlich wird, keine die Normen verändernden Absichten (mehr) hat und somit entpolitisiert ist.

Einige dieser Kritiken lassen jedoch ausser Acht, dass bereits eine der ersten Forscher*innen in diesem Forschungsfeld, Vivienne Cass, (allerdings erst in ihren späteren Arbeiten) darauf hingewiesen hat, dass die Konzepte von Coming-out und sexueller Orientierung nicht unabhängig von kulturellen und zeitgenössischen Aspekten gesehen werden dürfen: «*Behavior (including actions, thoughts, and feelings) arise out of the relationship between individuals (both their biological and psychological capacities) and their sociocultural environments ... a relationship that may be characterized as a process of reciprocal interaction*» (Cass, 1996, S. 230). Sie kritisiert damit das Verständnis, wonach eine homosexuelle Identitätsentwicklung ein ‘zu sich selbst Finden’ und damit ein ausschliesslich intrapersonaler Prozess sei, und schlägt stattdessen vor, sie als Wechselspiel zwischen Umwelt und Individuum zu sehen, in dem die gesellschaftlichen Vorstellungen und Konzepte von sexueller Orientierung und der Umgang des Individuums mit diesen die Identitätsentwicklung ausmachen – ein Verständnis von Identität, das mit demjenigen des Symbolischen Interaktionismus (Kap. 2 *Theoretischer Rahmen*) vergleichbar ist.

Identitätsentwicklung als Wechselspiel zwischen Individuum und Umwelt bringt insbesondere Anthony D’Augelli (1994) in seinem Modell zum Ausdruck, das Coming-outs zudem nicht als lineare Prozesse beschreibt und sowohl für homo/bi als auch für trans Menschen zutreffend ist (Renn & Bilodeau, 2005). Die Identitätsentwicklung bezüglich der homo/bi Orientierung und/oder Transidentität findet

unter den Bedingungen eines komplexen Zusammenspiels der Kontexte a) *persönliche Einstellungen und Verhaltensweisen*, b) *Einstellungen und Verhaltensweisen des engeren Umfelds* und c) *soziokulturelle und sozialpolitische Zusammenhänge* statt und kann mit sechs Prozessen beschrieben werden. Diese werden im Lebensverlauf in verschiedenen sozialen Kontexten teilweise immer wieder neu begonnen, sind oft nicht vollständig abgeschlossen und müssen nicht in einer bestimmten Reihenfolge¹⁵ ablaufen. Die Prozesse lauten:

1. *aus Heteronormativität ausbrechen*: sich des eigenen homo/bi/trans Seins bewusst werden; Distanzierung von Heteronormativität; Abwägung zwischen Offenheit und Verstecken
2. *persönliche homo/bi/trans Identität entwickeln*: Gedanken, Gefühle und Bedürfnisse ordnen; Kontakt zu anderen queeren Menschen; Auseinandersetzung mit Normen in queeren Gemeinschaften; Auseinandersetzung mit internalisierter Homo-/Bi-/Transnegativität
3. *soziale homo/bi/trans Identität entwickeln*: Netzwerk von Menschen aufbauen, die verlässlich zu einem stehen und die homo/bi/trans Identität unterstützen
4. *homo/bi/trans Familienangehörige*r werden*: Coming-out in der Herkunftsfamilie; Erreichen von familiärer Akzeptanz als homo/bi/trans Mensch
5. *homo/bi/trans Intimitätsstatus entwickeln*: für sich passende Formen naher (sexueller/romantischer) zwischenmenschlicher Beziehungen finden
6. *in eine queere Gemeinschaft eintreten*: Bewusstwerden von Heteronormativität und Queerfeindlichkeit sowie queerer Geschichte; politisches/soziales Engagement

Ähnliche Ebenen, Kontexte, Bedingungen – sowie Identitätsentwicklung als wechselwirkender Prozess darin – beschreiben weitere Autor*innen (Klein et al., 2015; Levitt & Ippolito, 2014a, 2014b; Marques, 2020). Besonders anschlussfähig an D’Augelli ist das *Be/Coming-out*-Modell von Lake Dziengel (2015), das drei Ebenen identifiziert, die in Identitätsentwicklungsprozessen queerer Menschen relevant sind. Es wird im Folgenden vorgestellt, mit dem Modell von D’Augelli in Bezug

15 Die Nummerierung dient hier lediglich dem Rückbezug im nächsten Abschnitt und gibt keine Linearität wieder.

gesetzt und anhand von Beispielen von Dziengel (je für einen Resilienz- und Verunsicherungsfaktor) sowie empirischen Beispielen (in den eingerückten Absätzen) konkretisiert:

Ebene der *Selbstwahrnehmung* (vergleichbar mit Prozessen 1 und 2 sowie Kontext *a* bei D'Augelli): z. B. Akzeptanz der eigenen sexuellen/romantischen Orientierung vs. Angst vor Ablehnung und Gewalt (Dziengel, 2015, S. 307–308, 312–313, 318–319)

Den Prozess der Bewusstwerdung des eigenen queer Seins erleben die meisten queeren Jugendlichen als belastend, da Begrifflichkeiten und Worte für die eigenen Empfindungen fehlen, sowie aufgrund des Gefühls, anders oder nicht passend zu sein (Krell & Oldemeier, 2017; Zuehlke, 2004; Berchtold, 2012). Sich mit den eigenen Gefühlen und Gedanken auseinanderzusetzen, stimmige Selbstbezeichnungen und Beschreibungen der eigenen Gefühle zu finden sowie sich selbst zu akzeptieren sind somit bedeutende Aufgaben dieses Prozesses.

Die grössten Befürchtungen und Sorgen der Auswirkungen eines Coming-outs sind für queere Jugendliche «Ablehnung durch Freund_innen und Familienmitglieder, verletzende Bemerkungen und Blicke sowie Probleme im Bildungs- und Arbeitsbereich» (Krell & Oldemeier, 2016, S. 54). Dies zeigt sich darin, dass lesbische/bi Frauen sich genau überlegen, wie und bei wem sie sich outen wollen, und kann ein Grund dafür sein, sich (in gewissen Kontexten) überhaupt nicht zu outen (Karich, 2003; Krell & Oldemeier, 2017; LesMigraS, 2012; Zuehlke, 2004). Für bi Menschen stellt sich die Herausforderung, dass Biromantik/-sexualität oft nicht verstanden wird und zugleich mit vielen Vorurteilen behaftet ist, weshalb sich viele von ihnen noch stärker als Lesben und Schwule überlegen, in welchen Kontexten und bei welchen Menschen sie sich outen wollen, sie generell weniger geoutet sind (McLean, 2007) und das Gefühl von Verunsicherung stärker und länger empfinden als Lesben und Schwule (Weinberg, Williams & Pryor, 1995). Spezifisch für trans Jugendliche ist die Sorge vorrangig, nicht ernst genommen zu werden (Krell & Oldemeier, 2017). Zu einem Coming-out führt für queere Jugendliche vor allem der Wunsch, mit jemandem über die eigenen Gefühle reden zu können, also damit nicht mehr allein zu sein, sowie sich nicht mehr

verstellen und verstecken zu müssen (Krell & Oldemeier, 2017). Die Angst vor Ablehnung wie auch das Verstecken sind Formen von Minderheitenstress (s. Kap. 2.3).

Ebene der *sozialen Beziehungen* (vergleichbar mit Prozessen 3, 4 und 5 sowie Kontext *b* bei D'Augelli): z. B. unterstützende/neue Freundschaften vs. soziale Isolation aus Angst, die sexuelle/romantische Orientierung könnte nicht mehr geheim gehalten werden (Dziengel, 2015, S. 308–309, 313–315, 319–320)

Nicht ernst genommen, ignoriert, nicht mitgedacht oder unsichtbar gemacht zu werden sind Erfahrungen, die queere Menschen nicht nur befürchten, sondern auch tatsächlich machen (Krell & Oldemeier, 2017; LesMigraS, 2012; Berchtold, 2012; Frohn, 2005) – ebenfalls eine Form von Minderheitenstress (s. Kap. 2.3). Besonders in Schule und Ausbildung ist die Belastung hoch (z. B. queerfeindliches Mobbing, rigide Geschlechterbinarität) und die Unterstützung (z. B. durch Interventionen von Lehrer*innen) gering (Krell & Oldemeier, 2017; Marques, 2020; Berchtold, 2012; LesMigraS, 2012). Spezifisch für rassifizierte und/oder migrantisches lesbische/bi Frauen und trans Menschen kann bei Lehrer*innen eine Abschiebung der Verantwortung, sich bei Mobbing für die Sicherheit und das Wohlbefinden der betreffenden Schüler*innen einzusetzen, festgestellt werden, und es findet stattdessen eine Umdeutung des «'Heterosexismus' ... [als] ein Problem von Schüler_innen mit 'muslimischen Vätern'» (LesMigraS, 2012, S. 178) statt – ein anschauliches Beispiel für die bereits erwähnten spezifischen intersektionalen Wirkmechanismen, die bei Identitätsprozessen mit berücksichtigt werden müssen.

Der Freundeskreis wird als grösstenteils unterstützend und als Ressource erlebt (Krell & Oldemeier, 2017; Berchtold, 2012). Teilweise stellt er sich mit einem Coming-out neu zusammen (z. B. Wegfallen nicht akzeptierender Freund*innen, Zuwachs durch queere Freund*innen) und kann die Rolle einer Ersatzfamilie einnehmen (Frohn, 2005, S. 35–36). «Erste erfreuliche Reaktionen des Umfelds wirken sich positiv auf das weitere äussere Coming-out aus, da die Jugendlichen sich verstanden und ernstgenommen fühlen, während negative, abweisende Erfahrungen diesbezüglich eher hemmend ausfallen» (Berchtold, 2012, S. 48; s. auch Krell

& Oldemeier, 2017; Marques, 2020; Zuehlke, 2004). Der Kontakt zu anderen queeren Menschen, queere romantische Beziehungen oder sexuelle Erfahrungen können queere Menschen darin unterstützen, Sicherheit in ihrer queeren Identität zu gewinnen (Krell & Oldemeier, 2017). Soziale Unterstützung ist ein wichtiger Faktor bei der Bewältigung von Minderheitenstress (s. Kap. 2.3). Die Familie wird bezüglich Coming-outs als wichtiger, aber herausfordernder Ort erlebt, da Ablehnung dort besonders häufig befürchtet wird und vorkommt, Reaktionen jedoch auch bis zu unmittelbarer vollständiger Akzeptanz reichen können (Krell & Oldemeier, 2017; LesMigraS, 2012; Berchtold, 2012; Frohn, 2005; Zuehlke, 2004). Ebenfalls ist die Familie ein Ort, an dem Geschlechterbinarität oft rigide durchgesetzt wird (Marques, 2020).

Ebene der *gesellschaftlichen Strukturen* (vergleichbar mit Prozess 6 sowie Kontext *c* bei D'Augelli): z. B. sich (mit anderen/in einer Gemeinschaft) für soziale Gerechtigkeit einsetzen vs. Diskriminierung im Gesetz oder am Arbeitsplatz (Dziengel, 2015, S. 308–309, 315–317, 320–321)

Jugendliche aus ländlichen Regionen erleben ihr Coming-out als schwieriger als solche in Städten oder Agglomerationen (Krell & Oldemeier, 2017). Der Zugang zu queeren Gemeinschaften sowie zu Informationen über sexuelle/romantische Orientierungen und Geschlechtsidentitäten, wie auch in ihrer Lebenswelt sichtbare queere Menschen in ähnlichen Lebenssituationen erleichtern queeren Menschen den Coming-out-Prozess (Krell & Oldemeier, 2017; LesMigraS, 2012; Berchtold, 2012; Marques, 2020; Zuehlke, 2004). Auch (soziales/politisches) Engagement für queere Themen kann bestärkend wirken (Krell & Oldemeier, 2017). Spezifisch für trans Jugendliche sind die rechtlichen Vorgaben und der Umgang mit diesen bei Krankenkassen oder Behörden ein wichtiger Faktor, zu dem für trans Jugendliche mit Transitionswunsch die Suche nach kompetenten Fachpersonen dazu kommt (Krell & Oldemeier, 2017).

3.1.1. Fokus auf Strategien

Das Handeln respektive die Strategien der queeren Menschen – insbesondere in Form von Techniken der Informationskontrolle (Goffman, s. Kap. 2.1 *Identität, Stigma, ...*) – ist bei sämtlichen dieser Identitätsprozesse ein zentraler Faktor (Karich, 2003; Krell & Oldemeier, 2017; Levitt & Ippolito, 2014a, 2014b). Die Erfahrungen im Zusammenhang mit einer lesbischen/bi Orientierung sind nämlich nicht nur oftmals belastend, sondern es erwachsen aus ihnen auch Ressourcen und Copingstrategien (s. auch Kap. 2.3 *Minderheitenstress*). Diese können laut LesMigraS (2012, S. 42) zusammengefasst werden als *a) personale Ressourcen* (z. B. Stolz, Selbstbewusstsein, Selbstwirksamkeitsüberzeugung), *b) soziale Ressourcen* (z. B. queere Gemeinschaft, Freundschaften), *c) Wissen* (z. B. über eigene Rechte) und *d) Handlungskompetenzen* (z. B. Organisation von Protest oder Veranstaltungen).

Weitere Strategien in Identitätsprozessen sind im Umgang von homo Jugendlichen mit der Heteronormativität zu finden, die zur Folge hat, dass sie ihre Abweichung davon transparent machen müssen, um überhaupt als homo wahrgenommen zu werden (Brodersen, 2018, S. 88–91), wobei drei Muster von Strategien vorherrschen (Brodersen, 2018, S. 91–96): *Erstens* eine Orientierung an der Heteronormativität, indem eine «monogame, bürgerlich-unscheinbare Beziehung» (Brodersen, 2018, S. 92) gelebt wird und queere Stereotypen vermieden werden (Krell & Oldemeier, 2017). Dabei liegt die Deutungshoheit, ob dies für eine Anerkennung durch die heteronormative Mehrheitsgesellschaft ausreichend gelungen sei, bei dieser und die Gefahr von Ausschluss trotz Anpassungsbemühungen ist somit nie ganz gebannt. Das *zweite* Muster ist von Handlungsmacht geprägt, indem dieser Druck zu einem Coming-out aktiv inszeniert wird und die Bedingungen des Coming-outs selbst gestaltet werden. *Drittens* verweisen homo Jugendliche, statt ein explizites verbales Coming-out zu vollziehen, auf Zeichen wie beispielsweise eine Regenbogenfahne in ihrem Zimmer oder ihr Auftreten und Verhalten, um das scheinbar Offensichtliche zu bestätigen respektive auszudrücken. Ähnliche Bedingungen und Strategien können für trans Menschen gefunden werden (Bradford & Syed, 2019).

3.2. Spezifika lesbischer Identitätsprozesse

Für lesbische Frauen sind drei Bedingungen weiblicher Sozialisation¹⁶ zentral: «the repression of sexual desire, the interrelationship of intimacy and autonomy, and the recent availability of reinforcement for nontraditional role behavior» (McCarn & Fassinger, 1996, S. 518). Dies zeigt sich beispielsweise darin, dass die Selbstidentifikation bei lesbischen Frauen eher über emotionale, bei schwulen Männern eher über sexuelle Beziehungen oder Erfahrungen erfolgt (Troiden, 1989) und letztere ihre sexuelle Orientierung weniger flexibel und die Identitätsentwicklung linearer erleben als erstere (Eliason & Schope, 2007).

Auf eine weitere Besonderheit weist Faderman (1985) hin: Lesbisch Sein¹⁷ ist für einige lesbische Frauen mehr (oder gar etwas anderes) als eine sexuelle Orientierung, nämlich eine Antwort auf Sexismus und Patriarchat, eine Unabhängigkeit von Männern, eine Subjektwerdung als Frau respektive 'der Frau' als politisches Subjekt – und damit eine politische Bewegung des radikalen Feminismus. Dieses Verständnis von lesbisch Sein, losgelöst von oder mit höchstens losen Verbindungen zu Sexualität, wäre für das Verständnis von schwul Sein wohl kaum denkbar und steht mit der feministischen Bewegung in Verbindung (Lewis, 1984, S. 465–466; Brown, 1995, S. 5; Kokits & Thuswald, 2015, S. 85), womit es auf ein Spezifikum lesbischer Identität verweist und die soziale und politische Perspektive des lesbisch Seins betont (Rich, 1980).

Schliesslich ist gerade für junge lesbische Frauen der öffentliche Raum kein harmloser Ort: 43% von ihnen haben dort bereits Diskriminierung aufgrund ihrer sexuellen/romantischen Orientierung erfahren, ähnlich viele sexuelle Belästigung, und Diskriminierung aufgrund eines geschlechterrollen-nonkonformen Auftretens erleben trans sowie lesbische Jugendliche häufiger als andere junge queere Menschen (Krell & Oldemeier, 2017, S. 118, 120, 122; s. auch LesMigraS, 2012,

16 Respektive für lesbische *trans* Frauen das Wissen um diese Geschlechterrollennormen und die normativen Bedingungen des Frau Seins.

17 Der von Faderman (1985) verwendete Begriff des «lesbianism» ist so nicht ins Deutsche übersetzbar und mit *lesbisch Sein* nur ungenügend wiedergegeben, da er insbesondere auf die politische Dimension des lesbisch Seins verweist.

S. 132; LGBT+ Helpline, 2022). Die rechtliche Gleichstellung respektive Diskriminierung wie auch die öffentliche Meinung zu lesbischen Frauen beeinflussen den Grad der Offenheit respektive des Versteckens, den lesbische Frauen für ihr Verhalten im öffentlichen Raum wählen (Zuehlke, 2004, Kap. IV.2.3, VI.1, VI.6, VII).

4. Methodologischer Rahmen und methodisches Vorgehen

Der Symbolische Interaktionismus als theoretischer Rahmen (s. Kap. 2) spiegelt sich auch im methodologischen Rahmen der vorliegenden Arbeit wider, wie dies auch Blumer (1969, S. 104–105) fordert. Das Ziel dabei ist, die «empirische soziale Welt, ... die Welt der alltäglichen Erfahrung, die obere Schicht dessen, was wir in unserem Leben sehen und im Leben anderer erkennen» (Blumer, 1969, S. 117) – kurz: menschliches Zusammenleben – abzubilden. Da menschliches Zusammenleben sich in (sozialen) Handlungen äussert, bedarf es einer wissenschaftlichen Zuwendung zu diesen, um sie und die ihnen zugrunde liegenden Bedeutungen, welche in ihnen zum Ausdruck kommen, zu erfassen. Daraus ergeben sich einige forschungspraktische Implikationen: Einerseits ist es notwendig, die Bedeutungen und Perspektiven *derjenigen* Personen zu erfassen, die das Forschungsfeld ausmachen (Blumer, 1969, S. 133–135), was sie von Forschungsobjekten zu -subjekten macht. Das Verständnis von Handlungen als soziale Interaktionen macht es überdies notwendig, den darin enthaltenen *Prozesscharakter* und die gegenseitige Bezugnahme der Akteur*innen aufeinander – in ihren jeweiligen Handlungen – sichtbar zu machen (Blumer, 1969, S. 135–137) – auch in Bezug auf Handeln in der Vergangenheit, das jenes in der Gegenwart beeinflusst (Blumer, 1969, S. 143). Die den Handlungen zugrunde liegende «*Wahrnehmung, Interpretation und Einschätzung* [Hervorhebungen v. Verf.] von Dingen» (Blumer, 1969, S. 139) zu erfassen, ist ein weiteres Erfordernis derartiger Forschung. Schliesslich bedeutet eine forschende Haltung im Symbolischen Interaktionismus auch, selbst grosse gesellschaftliche Institutionen und Normen als *komplexes Zusammenspiel von Handlungen* und nicht als vor den Handlungen bestehende, diese bestimmende ‘Naturgesetze’ zu betrachten und entsprechend zu analysieren (Blumer, 1969, S. 140–143).

Die Grounded Theory beruht massgeblich darauf, diese Implikationen bestmöglich zu berücksichtigen – die bedeutendsten ihrer Vertreter*innen berufen sich denn auch auf den Symbolischen Interaktionismus (Charmaz, 2014, Kap. 10; Clarke, 2005/2012, Kap. 1; Strauss & Corbin, 1996, S. 9) und bezeichnen die beiden als «Theorie-Methoden-Paket» (Charmaz, 2014, S. 277; Clarke, 2005/2012, S. 44). Die Techniken und Verfahrensweisen der Grounded Theory dienen dazu, die soeben erläuterten forschungspraktischen Implikationen zu erfüllen, beispielsweise, indem «in der Grounded Theory ... die Fähigkeit zur kritischen Analyse durch offene Kodierung befördert [wird], sodass Handlungen, situierte Perspektiven, Symbolik(en) und die Heterogenität diskursiver Positionen, sowie ihre Beziehungen erkannt und kreativ erfasst werden können» (Clarke, 2005/2012, S. 51). Dadurch leistet Grounded Theory, soziale Phänomene¹⁸, verstanden als Handlungen und Prozesse, analytisch zu erfassen und als theoretische Modelle wiederzugeben, die in den Daten verwurzelt sind, respektive aus diesen erwachsen. Dies wird auch darin umgesetzt, dass die wissenschaftliche Forschung selbst als Prozess gestaltet wird, welcher Datenerhebung und -auswertung sich überschneiden lässt, ständige Vergleiche der Daten vornimmt und sie nach ihren Eigenschaften und Verbindungen befragt (Corbin & Strauss, 1990, S. 421; Strübing, 2013, S. 114; Blumer, 1969, S. 126).

Insbesondere die konstruktivistischen Grounded Theory-Ansätze von Kathy Charmaz (2014) und Adele Clarke (2005/2012) heben weiter hervor, dass Grounded Theory-Forschung die Forschungssituation und die Rolle der Forscher*innen über den gesamten Forschungsprozess reflektieren muss – denn auch diese Art der Forschung ist soziales Handeln, das auf sie selbst einwirkt. In diesem Verständnis sind auch die zu entwickelnden theoretischen Modelle nicht als absolute, einzige Wahrheit zu verstehen, sondern das Resultat eines interpretativen, nachvollziehbaren Prozesses (Charmaz, 2014). Sie dienen dazu, das untersuchte soziale Phänomen zu *verstehen*, statt es abschliessend zu erklären, stellen menschliche Handlungen und die ihnen zugrunde

¹⁸ In Abgrenzung zu individuellen Biografien, die in anderen qualitativen Forschungsansätzen im Zentrum stehen und dort zweifelsohne ebenfalls ihren grossen wissenschaftlichen Wert haben.

liegenden Bedeutungen in den Mittelpunkt, und zeigen Muster und Verbindungen auf. In der konstruktivistischen Grounded Theory steht folglich die Frage des *Wie* («how»: Charmaz, 2014, S. 239) im Zentrum. Diese Perspektiven und Interessen sind in der Fragestellung der vorliegende Arbeit enthalten, weshalb diese sich schwerpunktmässig am Grounded Theory-Ansatz von Charmaz (2014) orientiert, wie er soeben charakterisiert wurde und in den folgenden Unterkapiteln (insb. in Kap. 4.5 *Methodisches Vorgehen in der Datenauswertung*) konkretisiert wird, indem die Umsetzung des Forschungsprozesses beschrieben wird.

4.1. Sampling

Unter Berücksichtigung der in Kapitel 1.2 *Fragestellung* aufgezeigten Überlegungen (Kontext Schweiz, Aktualität, junge Menschen, lesbische/bi Frauen), die dazu beitragen sollen, die Forschungslücken in diesem Bereich zu schliessen zu beginnen, war ein Sampling angezeigt, das folgende Auswahlkriterien für die Interviewpartnerinnen beinhaltete:

- *seit dem 10. Lebensjahr hauptsächlich in der Schweiz aufgewachsen*
Damit soll eine eingrenz- und vergleichbarere gesellschaftlich-kulturelle Sozialisation abgebildet werden (s. auch Kontext c bei D'Augelli, Kap. 3.1 *Von intraindividuell orientierten Identitätsentwicklungs- zu interaktional-systemischen Identitätsprozessmodellen*). Ab diesem Alter beginnt die Pubertät einzusetzen, während der in der Regel auch die ersten lesbischen/bi Gefühle wahrgenommen werden¹⁹.

19 Das Durchschnittsalter des inneren Coming-outs (Bewusstsein über das eigene lesbisch/bi Sein) liegt für junge lesbische Frauen bei 14.9 und für junge bi Frauen bei 15.1 Jahren, dasjenige des ersten äusseren Coming-outs bei 16.7 respektive 16.8 Jahren. Unter trans Jugendlichen wussten knapp 28% schon immer, dass sie trans sind, und nur wenige wussten es erst nach ihrem 16. Lebensjahr. Das erste äussere Coming-out bei jungen trans Frauen liegt im Durchschnitt bei 19 Jahren. (Krell & Oldemeier, 2017; Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport, 2001; Watzlawik, 2003)

- *unter 25-jährig*
Damit kann eine einheitlichere Altersgruppe abgebildet werden und somit können mögliche Faktoren minimiert werden, die durch das Alter respektive die Generation – mit den entsprechenden anderen gesellschaftlich-kulturellen Bedingungen – bedingt sein könnten. Ausserdem erhöht dies die Aktualität des zu entwickelnden Modells (s. auch nächster Punkt).
- *erstes äusseres Coming-out nach 2010*
Auch damit soll die Aktualität des zu entwickelnden Modells erhöht werden, da gesellschaftliche Entwicklungen einen Einfluss auf Identitätsprozesse haben (s. Kontext c bei D’Augelli, Kap. 3.1 *Von intraindividuell orientierten Identitätsentwicklungs- zu interaktional-systemischen Identitätsprozessmodellen*), und weil Identitätskategorien und Verständnisse über Identitätsaspekte stets auch eine gewisse Temporalität haben, also nur in gewissen Zeiten/Generationen gelten (Dietze, Yekani & Michaelis, 2012).
- *Identifikation als lesbisch oder bi (oder ähnliche Begriffe, die eine nicht-hetero Orientierung beschreiben) sowie als Frau/weiblich*

Um Interviewpartnerinnen zu finden, wurde ein Interviewaufruf in einer Instagram-Story auf dem Profil einer Jugendgruppe in einer Deutschschweizer Stadt geteilt. Zu dieser Jugendgruppe hat der Autor eine lose Verbindung, wobei eine persönliche Bekanntheit von Interviewpartnerin und Autor ein Ausschlusskriterium gewesen wäre (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2013, S. 59, Abschn. Persönliche Kontakte). Daraufhin meldeten sich Anna, Beatrice, Corine und Daniela. Diese vier Interviews wurden im Rahmen eines Forschungsmoduls im Studiengang MSc Soziale Arbeit an der ZHAW durchgeführt. I1 und I3 wurden dort bereits transkribiert und ausgewertet, I2 und I4 lediglich durchgeführt, aber erst im Rahmen der vorliegenden Arbeit transkribiert und ausgewertet, wie auch I1 und I3 hier nochmals neu ausgewertet wurden.

Dieser erste Feldzugang könnte eine gewisse Einheitlichkeit der Interviewpartnerinnen in Bezug auf ihren Umgang mit ihrer sexuellen/romantischen Orientierung und deren Stellenwert zur Folge gehabt haben: Um sich zu einer queeren Jugendgruppe (wenn auch nur virtuell auf den Sozialen Medien) zu bekennen, braucht es eine gewisse

Auseinandersetzung mit der eigenen sexuellen/romantischen Orientierung. Jede dieser vier Interviewpartnerinnen hatte sich denn auch bereits in mehreren sozialen Kontexten geoutet. Im Sinne eines theoretischen Samplings und einer maximalen Kontrastierung (Charmaz, 2014, S. 197–200; Heiser, 2018, S. 219–222; Strübing, 2013, S. 115–117) wurde es daher als wichtig erachtet, auch Interviewpartnerinnen einzubeziehen, die (noch) weniger *‘out and proud’* sind und weniger Bezüge zu queeren Gemeinschaften haben. Daher wurde du-bist-du.ch angefragt – ein onlinebasiertes Beratungsangebot, das sich an junge Menschen richtet und «Fragen zur sexuellen und/oder romantischen Orientierung und/oder zur Geschlechtsidentität» (Sexuelle Gesundheit Zürich SeGZ, 2020) abdeckt. Die Zielgruppe sind damit junge Menschen, die sich mit diesen Themen auseinandersetzen und in dieser Auseinandersetzung noch eher am Anfang stehen, also noch einige bis viele Unsicherheiten und Fragen haben, womit sie tendenziell auch noch in weniger sozialen Kontexten geoutet sind. Die Beratungsanfragen können anonym (unter Angabe einer E-Mail-Adresse) eingereicht werden und werden von ehrenamtlichen Peer-Berater*innen beantwortet, die von Psycholog*innen supervisiert werden. Um die Anonymität der Beratungen nicht zu verletzen, wurden für die Rekrutierung der Interviewpartnerinnen die Supervisor*innen der Beratungsbereiche *Geschlechtsidentität* sowie *sexuelle Orientierung junge Frauen* gebeten, den Interviewaufruf an die Peer-Berater*innen weiterzuleiten, die unter ihren Beratungsanfragen potenzielle Interviewpartnerinnen anfragen sollten (Kriterien: unter 25-jährig; Thema sexuelle/romantische Orientierung taucht in der Beratung auf; keine akute psychische Notsituation). Erst bei einer Zusage der Ratsuchenden zu einem Interview würde der Kontakt zum Autor vermittelt. Dieser Feldzugang blieb erfolglos, weshalb eine ähnlich lautende Anfrage an einen kantonalen Verband der offenen Kinder- und Jugendarbeit gestellt wurde. Von diesem wurde die Anfrage in einer schweizweiten Arbeitsgruppe zu queeren Themen in der offenen Kinder- und Jugendarbeit geteilt, worauf sich Giulia meldete, die den Aufruf von ihrer Jugendarbeiterin erhalten hatte. Ebenfalls über diese Anfrage wurde der Autor in einen dieser Arbeitsgruppe zugehörigen queeren Jugendtreff in einem ländlichen Einzugsgebiet eingeladen, um seine Anfrage dort persönlich vorzustellen und allfällige Interviewpartnerinnen zu rekrutieren, was

jedoch erfolglos blieb. Ausserdem wurde derselbe Aufruf an eine Mittelschülerin gesendet, zu der der Autor in seiner Funktion als Fachgruppenleiter bei du-bist-du.ch kurz zuvor bereits Kontakt hatte, da die Mittelschülerin einen Informationstag zu queeren Themen an ihrer Schule mitorganisiert hatte. Über diesen Kontakt haben sich Ella und Fiona gemeldet. Hanna und Irina wurden dem Autor über eine Arbeitskollegin aus der Kinder- und Jugendhilfe vermittelt.

Die Tabelle auf der nachfolgenden Seite beschreibt die Interviewpartnerinnen anhand der erhobenen soziodemografischen Merkmale und enthält überdies die wichtigsten Daten zum Interview.

Tabelle 1. Charakterisierung der Interviewpartnerinnen und der Interviews

Interview Nr.	Pseudonym	Alter	aufgewachsen in	Wohnort	Ausbildungssituation	Selbstbezeichnung	Monat Interview	Ort Interview	Dauer Interview
I1	Anna	16 Jahre	Dorf 1	Dorf 1	Mittelschule	gay	04.2021	Hochschule	100 min
I2	Beatrice	17 Jahre	Dorf 2	Dorf 2	Mittelschule	lesbisch, trans Frau	04.2021	Hochschule	102 min
I3	Corine	16 Jahre	Stadt 1 und Italien	Stadt 1	Berufslehre	nicht erhoben	04.2021	Hochschule	111 min
I4	Daniela	24 Jahre	Dorf 3	Stadt 2	abgeschlossene Berufslehre, Angestellte	lesbisch	04.2021	Wohnung Interviewpartnerin	85 min
I5	Ella	17 Jahre	Stadt 1	Stadt 1	Mittelschule	queer	12.2021	Hochschule	84 min
I6	Fiona	16 Jahre	Stadt 3	Stadt 3	Mittelschule	kein Label	12.2021	Hochschule	60 min
I7	Giulia	15 Jahre	Agglomeration 1, ländlich	Agglomeration 1, ländlich	Schülerin	pansexuell	12.2021	Hochschule	70 min
I8	Hanna	21 Jahre	Agglomeration 2, ländlich	Agglomeration 3, ländlich	abgeschlossene Berufslehre, Angestellte	bisexuell	01.2022	Wohnung Interviewpartnerin	104 min
I9	Irina	25 Jahre	Agglomeration 4, ländlich	Agglomeration 3, ländlich	Berufslehre	kein Label	01.2022	Wohnung Interviewpartnerin	74 min

Quelle: Eigene Darstellung

4.2. Forschungsethische Aspekte

4.2.1. Anonymität

Sämtlichen Interviewpartnerinnen wurde Anonymität zugesichert. Dies wurde umgesetzt, indem die Namen der Interviewpartnerinnen lediglich auf den Einverständniserklärungen aufgeführt sind, die beim Autor unter Verschluss gehalten werden. Die durch das Kontaktformular (betrifft Interviewanfragen bei der offenen Kinder- und Jugendarbeit und der Mittelschule) übermittelten Angaben, Korrespondenz (SMS/E-Mail) mit den Interviewpartnerinnen sowie die Tonaufnahmen wurden nach Abschluss dieser Arbeit gelöscht. In den Transkriptionen wurden Personen- sowie Ortsnamen durch beschreibend-charakterisierende Begriffe (z. B. 'Stadt 1') ersetzt. Die anonymisierten vollständigen Transkripte sind lediglich dem Autor und auf Verlangen den Begutachtenden dieser Arbeit zugänglich, worüber die Interviewpartnerinnen aufgeklärt wurden, ebenso wie über die Verwendung einzelner Zitate in der Arbeit. Die hier verwendeten Namen sind Pseudonyme und haben somit keinen Bezug zu den tatsächlichen Namen der Interviewpartnerinnen.

Die Interviews wurden entweder bei den Interviewpartnerinnen zu Hause oder, falls sie dies nicht gewünscht hatten oder es nicht möglich war, in Räumlichkeiten der ZHAW durchgeführt (s. Tabelle 1). Anonymität war auch an der Hochschule zu jeder Zeit gewährleistet – die damals geltenden Einlass-/Zertifikatskontrollen im Rahmen der Covid-Schutzmassnahmen sahen weder eine namentliche Registrierung noch eine Erfassung des Aufenthaltsgrundes vor.

4.2.2. Information über die Befragungsabsichten

Beim telefonischen Erstkontakt wurden die Interviewpartnerinnen darüber informiert, dass Coming-outs junger lesbischer/bi Frauen und dabei wichtige Einflussfaktoren in ihrem Umfeld untersucht werden. Ausserdem wurden sie über die Erhebungsmethode, die Tonaufnahme und die Anonymisierung informiert. Vor dem Interview wurden schriftliche Einverständniserklärungen für die Studienteilnahme einge-

holt. Die Interviewpartnerinnen wurden vor und nach dem Interview gefragt, ob sie weitere Fragen zur Studie haben und ihnen wurde angeboten, dass sie sich, sollten solche später noch auftauchen, jederzeit melden dürfen.

4.2.3. Abhängigkeiten

Die Interviewpartnerinnen erhielten nach dem Interview ein Geschenk im Wert von je maximal 20 Franken als Dankeschön für ihre Teilnahme. Zwischen den Interviewpartnerinnen, den vermittelnden Organisationen respektive Personen und dem Autor bestehen keine Abhängigkeiten, Vorteilsgewährungen oder Interessensbindungen. Der Autor arbeitet ehrenamtlich sowie in sehr geringem Umfang in einem Auftragsverhältnis bei du-bist-du.ch mit, jedoch nicht im Bereich der Peer-to-Peer-Beratung, sondern als Leiter der Fachgruppe *Coaching für Fachpersonen*.

4.3. Erhebungsmethode und -vorgehen

Als Erhebungsmethode bietet sich das narrative Interview nach Fritz Schütze (1983) an, da es sich bei Identitätsprozessen um biografische Erfahrungen und Ereignisse handelt, die mittels Erzählung am besten erschlossen werden können. Die Erzählung ist diejenige sprachliche Ausdrucksform, die das faktische Handeln am genauesten wiedergibt (Rosenthal, 1995, S. 205). Mit einem narrativen Interview können Geschichten untersucht werden, die in einem Prozess erlebt wurden, autobiografisch und nicht alltäglich sind (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2013, S. 81–82). Das narrative Interview ist überdies für die Forschungsfrage sehr passend, da biografisches Erleben und biografische Prozesse stets auch auf gesellschaftliche Bedingungen verweisen (Maindok, 2003, S. 123–124; Schütze, 1983, S. 284, 286). Mit diesen Voraussetzungen lässt es sich ideal mit einer im Symbolischen Interaktionismus verwurzelten Forschungshaltung vereinen (Perspektive der Interviewpartnerinnen sowie Orientierung an Handeln, Prozess und Bedingungen). Das narrative Interview bietet schliesslich auch grosse

Autonomie für die Interviewpartnerinnen darin, wie viel, wie und was sie erzählen möchten – es ist geprägt durch (für eine Forschungssituation vergleichsweise grosse) Authentizität der Interviewpartnerinnen und eine forschende Haltung der Offenheit ihnen gegenüber, die es ihnen erlaubt, die Relevanz der Themen selbst zu setzen (Heiser, 2018, S. 162). Mit der Erhebungsmethode des narrativen Interviews treten die Umstände, in der es stattfindet, also die Forschungssituation, so gut wie möglich in den Hintergrund und beeinflussen die erhobenen Daten weniger als viele andere qualitative Erhebungsmethoden (Maindok, 2003, S. 98).

Von zentraler Bedeutung ist dabei, durch eine erzählgenerierende Einstiegsfrage eine möglichst lange Erzählung der Lebensgeschichte zu evozieren, ohne die Erzählerin dabei zu unterbrechen (Rosenthal, 1995, S. 197–199; Schütze, 1983, S. 285). Dies wurde in den Interviews mit einer Einstiegsfrage erreicht, die auf die Lebensgeschichte abzielt und gleichzeitig einen Verweis auf das interessierende Phänomen enthält:

Darf ich dich nun bitten, mir deine Lebensgeschichte zu erzählen, bis dahin, wie du heute mit deinem lesbisch/bi Sein umgehst?

Während der darauffolgenden Eingangserzählung wurde darauf geachtet, diese nicht zu unterbrechen, sondern sie mit nonverbalen und paraspachlichen Signalen möglichst zu unterstützen. Erst danach wurden immanente Fragen gestellt, die an das Erzählte anschliessen und es zu erweitern, vervollständigen oder detaillieren beabsichtigen, bevor schliesslich exmanente Fragen zum Zug kamen, die aufgrund der Fragestellungen von Interesse sind, zu denen die Interviewpartnerin jedoch noch nichts erzählt hatte (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2013, S. 70–72; Schütze, 1983, S. 285).

4.3.1. Entwicklung des Interviewleitfadens

Der Interviewleitfaden wurde einerseits nahezu direkt aus den Fragestellungen heraus aufgebaut, indem nach dem Prozess des Feststellens des lesbisch/bi Seins, dem Umgang damit (persönlich und in verschiedenen sozialen Kontexten) sowie nach Ressourcen gefragt wurde.

Andererseits waren die Identitätsentwicklungsmodelle von D'Augelli (1994) und Cass (1979) leitend, um beispielsweise Fragen rund um die queere Gemeinschaft, Scham, Normabweichung oder Identitätsrelevanz zu entwickeln.

4.3.2. Weitere Erhebungsinstrumente

Unmittelbar nach dem Interview wurden die Interviewpartnerinnen gebeten, einen Kurzfragebogen mit im Wesentlichen den in Tabelle 1 enthaltenen Angaben auszufüllen. Möglichst bald nach dem Interview und spätestens am darauffolgenden Tag füllte der Autor zudem ein Interviewprotokoll aus, um die Interviewsituation (davor, während, danach) zu reflektieren sowie die Interviewpartnerinnen unter weiteren Aspekten zu charakterisieren.

4.4. Transkription

I1 bis I4 wurden in enger Anlehnung an das Transkriptionssystem TiQ (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2013, S. 167–170) transkribiert, indem auch die Intonationen wiedergegeben wurden. Es stellte sich jedoch heraus, dass diese für die Analyse keine so grosse Relevanz aufweisen, die den damit einhergehenden, zusätzlichen hohen Auswertungsaufwand rechtfertigen würden. Deshalb wurden die Intonationen bei I5 bis I9 nicht mehr transkribiert. I1 bis I6 und rund die Hälfte von I7 wurden vom Autor komplett selbst transkribiert. Für I8 und I9 sowie rund die Hälfte von I7 wurde aus zeitlichen Gründen die Transkriptionssoftware Töggel (www.töggel.ch) verwendet. Da die automatische Transkription von Schweizer Mundart in die Deutsche Schriftsprache noch nicht sehr ausgereift ist, enthielt die automatische Transkription noch zahlreiche Fehler, und die Transkription musste noch stark nachbearbeitet werden. So konnte der Anspruch, die Transkription als ersten analytischen Zugang zum Material zu nutzen (Heiser, 2018, S. 150), aufrechterhalten werden. Die Transkriptionen erfolgten in MAXQDA (www.maxqda.de), das auch für die Auswertung verwendet wurde.

4.5. Methodisches Vorgehen in der Datenauswertung

Die in der Fragestellung aufgeworfenen Fragen verlangen eine methodologische Perspektive und ein methodisches Vorgehen, die Handlungen und Prozesse aus Sicht der Interviewpartnerinnen in das Zentrum stellen. Wie bisher ausgeführt, eignet sich die Grounded Theory dafür sehr.

In einem ersten Auswertungsschritt wurde offen codiert (Strauss & Corbin, 1996, S. 43–55; Brüsemeister, 2008, S. 157; Strübing, 2013, S. 118–119), um sich nach der Transkription einen ersten vertieften analytischen Zugang zum Material zu verschaffen. Beim Codieren «werden theoretische Konzepte gebildet, die einen Erklärungswert für die untersuchten Phänomene besitzen» (Mey & Mruck, 2007, S. 17). Einzelne Aussagen, Sinnzusammenhänge, Sätze und Satzteile wurden nach ihrer Bedeutung befragt und mit einem oder mehreren Codes versehen, die das entsprechende Phänomen explizieren. Das offene Codieren kann mit dem *initial coding* bei Charmaz (2014, S. 116–137) verglichen werden, bei dem auf das Erkennen von Handlungen und Prozessen im Material gezielt wird, wobei die Codes möglichst nahe am und aus dem Material heraus entwickelt werden. Der stetige Vergleich zwischen ähnlich erscheinenden Phänomenen, um Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu erkennen und Codes damit in sich zunehmend konsistent und voneinander unterscheidbar zu machen, ist dabei eine wichtige Technik (Charmaz, 2014, S. 128). Dabei werden Vergleiche innerhalb eines Falles (um Konzepte zu vertiefen) wie auch fallübergreifend (um Gemeinsamkeiten und Unterschiede in den Konzepten aufzuspüren) und mit theoretischen Konzepten oder alltäglichen Erfahrungen vorgenommen (Brüsemeister, 2008, S. 157). Dies wurde vorerst für fünf Interviews gemacht. Als erstes Interview wurde I2 ausgewertet, da Beatrice die einzige trans Frau war und die theoretische Sensibilität (Charmaz, 2014, S. 244–248; Strauss & Corbin, 1996, S. 25–30) erhöht werden kann, wenn nicht bereits Codes vorhanden sind, die an den Interviews mit cis Frauen entwickelt wurden. Damit sollte ein cis-normativer Blick vermindert werden. Darauf folgte, im Sinne einer minimalen Kontrastierung (Strübing, 2013, S. 115), I6 mit Fiona, da für Beatrice wie auch Fiona die queere Gemeinschaft und politisches Engagement eine grosse Rolle spielen und sich diese

bei Beatrice als bedeutende Phänomene präsentiert haben. Dies gilt auch für Daniela (I4), mit der die Auswertung fortgesetzt wurde. Eine maximale Kontrastierung bot Ella (I5), die keine solchen Verbindungen hat, und Giulia (I7), die zusätzlich dazu die grössten Anteile an Verheimlichungsstrategien für ihr lesbisch/bi Sein zeigt – ebenfalls, in Verbindung mit ihrem Gegenteil, dem offenen Umgang mit dem queer sein, ein zentrales Phänomen der bis dahin ausgewerteten Interviews. Mit diesem Vorgehen der Auswahl der Fälle nach Prinzipien des theoretischen Samplings sollte eine möglichst grosse Annäherung an dieses erreicht werden, da es im Samplingprozess aus Gründen der zeitlichen Projektorganisation nicht in einem strengen Sinn erfüllt werden konnte (Strübing, 2013, S. 117). Theoretisches Sampling bedeutet, den Samplingprozess während der gesamten Auswertung der Daten anzupassen und auf die bisherigen Erkenntnisse aus deren Analyse, im Sinne einer minimalen und maximalen Kontrastierung, auszurichten, also entsprechende Studienteilnehmer*innen gezielt zu suchen (Charmaz, 2014, S. 192–213; Strauss & Corbin, 1996, S. 148–159). Damit soll eine theoretische Sättigung erreicht werden, die das interessierende Phänomen gründlich in seiner gesamten Tiefe und Breite ausleuchtet.

Besonders interessante oder ungewöhnliche Passagen und dazugehörige analytische Gedanken, die für die spätere Analyse wichtig sein könnten, wurden in Form von Memos in den Daten festgehalten (Charmaz, 2014, S. 162–183).

Nach dem offenen Codieren dieser fünf Interviews wurde eine erste Auslegeordnung gemacht, indem die einzelnen Codes in einer Mischung aus *clustering* (Charmaz, 2014, S. 184–186) und *diagramming* (Charmaz, 2014, S. 218–221) gruppiert wurden, um ähnliche Phänomene und ihre Beziehungen zueinander sichtbar zu machen. Dabei kamen Techniken des axialen Codierens zur Anwendung, indem erste Kategorien gebildet und diese teilweise nach Bestandteilen des paradigmatischen Modells (Strauss & Corbin, 1996, S. 78–85) benannt wurden (z. B. ‘intervenierende Bedingungen’ oder ‘Strategien’). Diese Techniken verhalfen zu einer vertieften Kenntnis und einem besseren Überblick über die vorhandenen Codes und ihre möglichen Überschneidungen und Verbindungen. Daraufhin wurde das bestehende Codesystem grundlegend überarbeitet, indem jeder Code nacheinander einzeln bereinigt, beschrieben und auf seine Konsistenz über die

verschiedenen Interviews hinweg überprüft wurde. In diesem Schritt, der viele Elemente des *focused coding* (Charmaz, 2014, S. 138–155) enthält, konnten Überschneidungen minimiert werden, indem Codes, die dasselbe Phänomen beschrieben – allenfalls unter Verwendung von Subcodes – zusammengefasst wurden. Dabei wurden die Codes in Code-Memos möglichst detailliert beschrieben, um ihre Eigenschaften zu benennen und sie von anderen Codes abzugrenzen, aber auch ihre Verbindungen zu anderen Codes und ihre gegenseitigen Einflüsse festzuhalten (Charmaz, 2014, S. 188–191), da diese während des Codierprozesses zunehmend erkennbar wurden. Wo sich das *initial coding* noch stärker am Einzelfall orientiert hatte, indem ein Interview nach dem anderen erzählchronologisch codiert wurde, rückte in diesem Schritt das jeweilige Phänomen in den Vordergrund, indem die einzelnen Codes (und damit die einzelnen Phänomene) betrachtet wurden. Dies wurde insbesondere mit einem wichtigen Kernelement der Grounded Theory geleistet – dem ständigen Vergleich der Phänomene sowohl innerhalb eines Interviews, interviewübergreifend wie auch mit theoretischen Konzepten (Brüsemeister, 2008, S. 157; Charmaz, 2014, S. 132–133; Corbin & Strauss, 1990, S. 421; Strübing, 2013, S. 123–124). Mit diesem bereinigten und stärker kategorial als konzeptuell (Strauss & Corbin, 1996, S. 43–53) orientierten Codesystem wurden die restlichen vier Interviews (I8, I9, I1, I3) codiert, wobei noch weitere Phänomene auftauchten und somit neue Codes gesetzt wurden. I1 und I3 wurden bewusst zuletzt ausgewertet, da sie bereits im Rahmen des Forschungsmoduls ausgewertet wurden und verhindert werden sollte, dass die Auswertung der anderen Interviews durch Erinnerungen an damalige Codierungen beeinflusst und eingeschränkt wird.

Nach dem Codieren des letzten Interviews standen die Verbindungen zwischen den Codes im Zentrum, die in einer MAXMap in MAXQDA dargestellt wurden. Mit dieser relationalen Analyse anhand einer *Situations-Map* (Clarke, 2005/2012, S. 140–146) und dem gleichzeitigen *clustering* (Charmaz, 2014, S. 184–186) wurden so weitere Ähnlichkeiten und Zusammenhänge zwischen Phänomenen erkennbar. Dieselbe Technik wurde angewandt, um die Codes thematisch um zwei potenzielle Hauptphänomene herum zu gruppieren. Da diese Analyseschritte die Fragestellung noch nicht ausreichend zu beantworten vermochten, wurden die Interviewdaten nochmals neu codiert, indem

die bestehenden Codes nun wieder in mehrere neue Codes zerlegt wurden. Dabei wurde mit einem die Phänomene noch stärker explizierenden Blick codiert und von Subcodes möglichst abgesehen, um im nächsten Schritt ein möglichst detailliertes Vorgehen zu ermöglichen, das die Phänomene in ihrer gesamten Vielfalt, Tiefe und Breite betrachtet. Das damit entwickelte Codesystem wurde erneut mit der Technik des *clustering* weiterbearbeitet, indem ähnliche Phänomene/Konzepte gruppiert und die Cluster/Kategorien schliesslich mit einem Namen versehen wurden. Die einzelnen Phänomene/Konzepte wurden danach mehrfach darauf überprüft, ob sie zur Kategorie passen, einer anderen Kategorie zugeteilt werden müssen oder eine eigene Kategorie begründen. Das so entwickelte Modell bildete die Grundlage, um mit der Ergebnisdarstellung zu beginnen, in deren Verlauf – durch Schärfung der Modellbestandteile mittels stetigen Vergleichens, Überprüfens und Abgleichens mit dem Interviewmaterial – das im folgenden Kapitel vorgestellte finale Modell resultierte. Das entwickelte Modell ist keine Situations-Map im Sinne Clarkes (2005/2012, Kap. 3), enthält aber einige Charakteristika einer solchen, wie insbesondere die Darstellung verschiedener Positionen (z. B. die verschiedenen Strategien), Gruppierungen sowie Verbindungen (z. B. die Überlappungen der Kategorien).

5. Ergebnisse

In diesem Kapitel werden die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit vorgestellt, zu deren Beginn die Fragen nach dem Verlauf von Identitätsprozessen junger²⁰ lesbischer/bi Frauen und deren Umgang mit ihrer lesbischen/bi Identität standen. Die Ergebnisdarstellung erfolgt anhand des in der Datenanalyse entwickelten lesbischen/bi Identitätsprozessmodells (Abbildung 1) und erläutert dessen Bestandteile und deren Verbindungen.

Lesbische/bi Identitätsprozesse können demzufolge als *Tanz zwischen Heteronormativität und lesbischem/bi Selbstbewusstsein* beschrieben werden. Das Bild des Tanzes verweist auf einen dynamischen Prozess, in dessen Verlauf kein linearer Weg von Heteronormativität zu lesbischem/bi Selbstbewusstsein zurückgelegt wird, sondern der einem Bewegen auf offenem Feld gleicht. Nichtsdestotrotz hat dieses Feld zwei – zwar nicht klar abgrenzbare, aber doch unterschiedliche – Bereiche, *zwischen* denen dieser Tanz stattfindet, wobei lesbische/bi Frauen sich in diesem Tanz des Identitätsprozesses in zahlreichen Zwischen-, Hin- und Her-Schritten zunehmend vom heteronormativen Bereich in den- respektive zu demjenigen des lesbischen/bi Selbstbewusstseins bewegen. Dabei wenden sie vielfältige Strategien (oder Tanzstile) an und treffen auf verschiedene Bedingungen. Diese Strategien stehen in verschiedenen Lebensphasen und -kontexten unterschiedlich stark im Fokus oder im Hintergrund, werden jedoch nie komplett hinter sich gelassen. Der Begriff *Identitätsprozess* beschreibt somit nicht etwas, das abgeschlossen ist oder in Zukunft abgeschlossen sein wird/muss, sondern verweist auf die Dynamik und Bewegung, die in den dargestellten Themenfeldern liegt: Lesbische/bi Frauen können sich – individuell unterschiedlich und in unterschiedlichem Ausmass/unterschiedlicher

20 Bei der Ergebnispräsentation in diesem Kapitel wie auch in der anschließenden Diskussion wird im Sinne einer besseren Lesbarkeit nur noch von lesbischen/bi Frauen und nicht von *jungen* lesbischen/bi Frauen die Rede sein.

Intensität – immer wieder in verschiedenen dieser Themenfelder und Strategien bewegen.

Zuerst wird der Modellteil der Heteronormativität näher erläutert und ausdifferenziert, gefolgt von Strategien lesbischer/bi Frauen, dem Modellteil des lesbischen/bi Selbstbewusstseins und zwei zentralen allgemeinen Faktoren. Die punktuell referierten empirischen Studien beziehen sich fast alle auf Deutschland sowie auf lesbische/bi Frauen, um den gesellschaftlich-kulturellen Kontext zumindest möglichst ähnlich und die untersuchte Gruppe gleich zu halten, womit die Vergleichbarkeit erhöht werden soll (s. Kap. 1.2 *Fragestellung*).

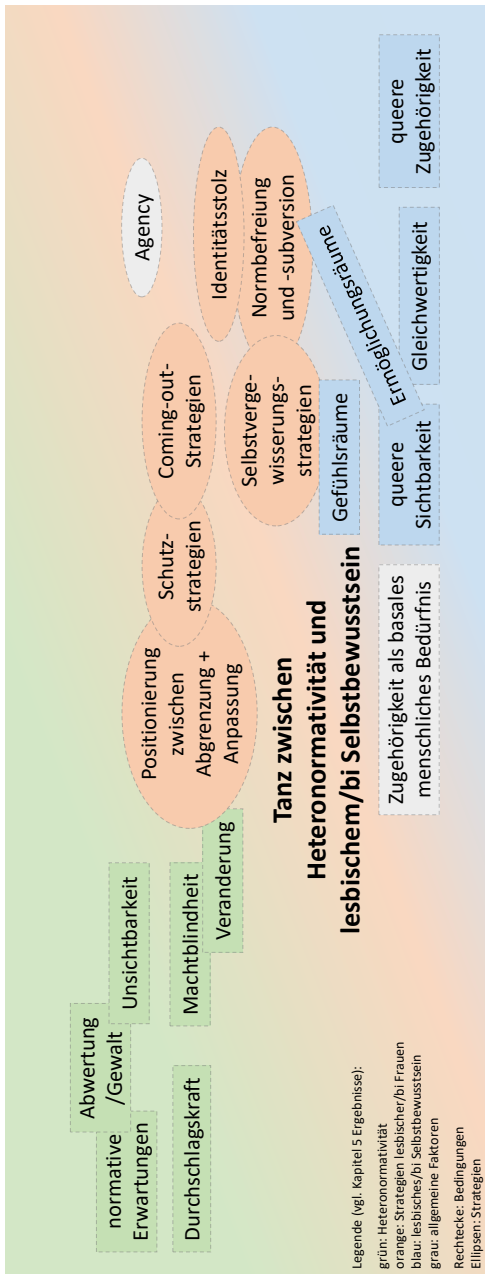


Abbildung 1. Identitätsprozessmodell junge lesbische/bi Frauen

Quelle: Eigene Darstellung

5.1. Heteronormativität

Mit dem Begriff der Heteronormativität wird im Folgenden – sich als übereinstimmend mit der in Kapitel 2 *Theoretischer Rahmen* eingeführten Begriffsverwendung erweisend – eine normative Setzung von hetero cis Lebensentwürfen und eine auf Männlichkeit ausgerichtete Norm beschrieben, die mit Abwertung und Gewalt gegen queere²¹ Menschen und Weiblichkeit einhergeht sowie mit einem unsichtbar Machen derselben. Die Heteronormativität wirkt hinein bis in queere Gemeinschaften und steht überdies mit anderen normativen Setzungen und Unterdrückungsformen in Verbindung.

5.1.1. Normative Erwartungen

Eine zentrale Erfahrung für lesbische/bi Frauen ist die Dominanz von hetero cis männlichen Lebensentwürfen und (Vor)Bildern in ihrer Sozialisation und in ihrem Alltagserleben. Dies ist für lesbische/bi Frauen besonders bedeutsam, da ihre sexuelle, romantische und geschlechtliche Identität zu Teilen oder vollständig in Kontrast zur hetero-cis-männlichen Norm steht und dieser Kontrast aufgrund ihres nicht-hetero und nicht-männlich Seins immer ein mindestens doppelter ist. 'Doppelt' darf dabei nicht additiv (z. B. lesbisch + weiblich) verstanden werden, sondern ist aus einer intersektionalen Perspektive (s. Kap. 6.3 *Intersektionalität und Zugehörigkeit*) als spezifische, zuweilen gar individuelle, Wechselwirkung zweier oder mehrerer diskreditierter Eigenschaften zu sehen. Damit soll hervorgehoben werden, dass lesbische/bi (cis und trans) Frauen – im Vergleich zu schwulen/bi cis Männern, die bezüglich dieser Eigenschaften 'nur' eine diskreditierte aufweisen – sich stets mit mindestens zwei auseinanderzusetzen haben.

Diese normativen Erwartungen äussern sich darin, dass lesbische/bi Frauen keinen anderen Bildern (z. B. Familien mit gleichgeschlechtli-

21 Für lesbische/bi Frauen sind nicht nur die auf sie selbst zutreffenden Identitätsbezeichnungen relevant, sondern sie fühlen sich oft der gesamten queeren Gemeinschaft zugehörig und verstehen Sichtbarkeit und Akzeptanz gegenüber anderen queeren Menschen im Grundsatz auch als Sichtbarkeit und Akzeptanz für lesbische/bi Frauen.

chen Eltern, trans Menschen) begegnet sind/begegnen oder sie mit ausschliesslich heteronormativ formulierten Fragen (z. B. die Frage nach einem Freund) und Erwartungen (z. B., dass sie später einmal einen Mann heiraten werden) konfrontiert sind. Ein zentrales Phänomen hierbei ist das, was Anna mit «hetero als default» (Pos. 690–691²²) beschreibt: Die Annahme, alle Menschen seien hetero, die selbst das Wissen um die Existenz von homo/bi Menschen nicht aufzuheben vermag und die erst durch ein ausdrückliches Coming-out lesbischer/bi Frauen revidiert wird. Diese Normen sind von lesbischen/bi Frauen internalisiert, wie folgendes Zitat²³ veranschaulicht:

«Ich bin gar nicht auf die Idee gekommen, dass ich auch eine Sexualität haben könnte, wo nichts mit Männern zu tun hat, weil mir halt als Kind immer erzählt wurde, ja irgendwann kommst du dann heim von der Schule und findest diesen und jenen Buben total herzig oder irgendwas, und wenn du dann mal einen Mann hast.» (Anna, Pos. 86–89)

Eine Abweichung von den normativen Erwartungen erwies sich für Anna also als *undenkbar*, weil diese – im Gegensatz zur ständig (re)produzierten Norm – *unsichtbar* und *unthematisiert* war. Derselbe *default* ist in Bezug auf Cisnormativität und Geschlechterbinarität zu finden, also die Annahmen, dass alle Menschen cis seien und es nur die zwei Geschlechter männlich und weiblich gebe.

Die Heteronormativität ist umso wirkmächtiger dadurch, dass sie nicht infrage gestellt und mit alternativen, als gleichwertig präsentierten Bildern ergänzt oder kontrastiert wird, wie auch dadurch, dass sie mit religiösen Werten untermauert, 'legitimiert' und damit verfestigt wird. Lesbische/bi Frauen erleben diese Normen bisweilen als Anpassungsdruck und werden dazu gedrängt, sich dazu zu positionieren respektive davon abzugrenzen, um ihre lesbische/bi Identität zu leben, wie dies in der Strategie der Positionierung zwischen Abgrenzung und Anpassung (Kap. 5.2.1) zum Ausdruck kommt. Dieser Anpassungs-

22 Die Angabe 'Pos.' (Position) verweist auf die Zeilennummer(n) in der Transkription.

23 Die Interviewzitate wurden aus Gründen der besseren Lesbarkeit in Abweichung von den Transkriptionsregeln (s. Kap. 4.4 *Transkription*) vereinfacht, indem Pausenangaben gelöscht, Satzzeichen hinzugefügt und Erläuterungen (in eckigen Klammern) ergänzt wurden. Begriffe in einfachen Anführungs- und Schlusszeichen sind Schweizer Mundart. Weitere Veränderungen an den Interviewziten wurden nicht vorgenommen.

druck und die alltägliche Reproduktion der Normen erschweren es lesbischen/bi Frauen, ihre lesbische/bi Identität zu erkennen, da diese damit als Abweichung, weniger denkbar und nicht möglich dargestellt wird, sodass sogar tatsächlich erlebte lesbische/bi Anziehung nicht (an)erkannt wird:

«Dann habe ich eine kennengelernt, die ich mega spannend gefunden habe. Und ich bin so, so hooked gewesen an sie und ... es hat so ein wenig etwas in mir ausgelöst. Und dann denkst du so ja ja ja mh okay [freudig ausgesprochen]. Aber ich habe das irgendwie wieder auch vergessen [kurzes Lachen]. Also es ist wie, ich habe es im Moment realisiert, aber dann später habe ich mir so gedacht, ja nein Männer, das ist doch toll [kurzes Lachen]. Also ich weiss auch nicht, aber vielleicht hast du schon mal von dem gehört: compulsory heterosexuality. Also ich habe das Gefühl, es ist so ein wenig das gewesen.» (Ella, Pos. 32–39)

Trotz der starken Gefühle, die Ella hier beschreibt und derer sie sich bewusst ist, hat sie sich wieder vom Gedanken, auch Frauen anziehend zu finden, abgewandt. Den von Adrienne Rich (1980) geprägten Begriff der «compulsory heterosexuality» (meist mit Zwangsheterosexualität übersetzt; in der Bedeutung vergleichbar mit Heteronormativität) bringt sie dabei gleich selbst ein.

Bezüglich des Aspekts der männlichen Dominanz in der Heteronormativität erleben einige lesbische/bi Frauen eine Unterdrückung und Kontrolle ihrer Autonomie als Frau, indem von ihnen beispielsweise eine Unterordnung unter Männer (respektive unter einen Ehemann) und eine Fokussierung auf *Care-/Sorgearbeit* erwartet und entsprechend, bisweilen ausdrücklich, an sie formuliert wird. Stark damit verbunden sind somit auch Geschlechterrollennormen, die unterschiedliches Verhalten von Frauen und Männern fordern – und in denen nonbinäre Menschen inexistent sind, respektive durch die Binarität der Geschlechterrollennormen inexistent gemacht werden. Dazu gehört unter anderem die Normalisierung von nahem Körperkontakt unter Frauen, die es lesbischen/bi cis Frauen erschwert, ihre Anziehung als sexuell/romantisch, also als lesbisch/bi, und nicht (‘nur’) als freundschaftlich zu erkennen. Umgekehrt erschwert dies lesbischen/bi trans Frauen, ihr trans Sein zu erkennen, da ihre Anziehung zu Frauen als der Norm entsprechend angesehen wird, solange sie (noch) männlich gelesen werden/wurden.

Als zentrale Kontexte der (Re)Produktion der Heteronormativität tauchen in den Ergebnissen insbesondere Schule und Familie auf, wie dies auch andere empirische Studien bestätigen: «Bildungsinstitutionen und die Familie sind – gemeinsam mit den Medien – Institutionen, die garantieren, dass die Heteronormativität in der Gesellschaft stabil bleibt» (LesMigraS, 2012, S. 178; s. auch Krell & Oldemeier, 2017; Zühlke, 2004).

Normative Erwartungen werden also in alltäglichem Handeln (re)produziert und insbesondere sprachlich als normative Bilder vermittelt. Sie bestehen in der Regel unbewusst und sind stark internalisiert, – und zwar auch bei lesbischen/bi Frauen selbst – sodass eine Abweichung bisweilen schwer zu bemerken ist oder abgetan wird. Wie am zuvor präsentierten Zitat von Anna deutlich wird, steht die Vermittlung normativer Erwartungen mit der Unsichtbarkeit von ihren Abweichungen in Zusammenhang, was im übernächsten Unterkapitel (5.1.3 *Unsichtbarkeit*) vertieft wird.

5.1.2. Abwertung und Gewalt

Heteronormativität zeigt sich ausserdem als Reaktion auf Normabweichungen in Form von Abwertung und Gewalt. Diese Abwertung kann grob in indirekt-allgemein und direkt-persönlich erlebte Formen unterteilt werden, wobei die Abgrenzung nicht immer trennscharf zu ziehen ist und es Mischformen gibt.

Indirekte Abwertung erleben lesbische/bi Frauen dadurch, dass sich ihr Umfeld (z. B. Eltern, Mitschüler*innen) negativ über queere Menschen äussert oder queerfeindliche Schimpfwörter benutzt. Eine negative Äusserung (z. B. über schwule Männer) verletzt lesbische/bi Frauen oftmals ebenso und die damit geäusserte Ablehnung beziehen sie auch auf sich, selbst wenn sie nicht explizit erwähnt/angesprochen werden. Insbesondere das Schulklima wird in den Interviews häufig als queerfeindlich beschrieben – ein Befund, den andere Studien bestätigen (Krell & Oldemeier, 2017; Marques, 2020; Berchtold, 2012; LesMigraS, 2012). Weiter gehören negative Vorurteile über queere Menschen zur indirekten Ablehnung, wobei die Unterstellung von (sexualisierter) Belästigung, also dass queere Menschen hetero cis Menschen belästigen

würden, verbreitet ist. Dieses Vorurteil tritt besonders häufig auch als direkte Ablehnung auf, wird also persönlich an lesbische/bi Frauen herangetragen und ihnen unterstellt.

Deutliche Formen *direkter* Abwertung sind para-, non- und verbale Bekundungen von Missfallen gegenüber ihrer lesbischen/bi Identität, welche lesbische/bi Frauen durch ihr Umfeld erleben, beispielsweise, wenn sie sich als Frauenpaar im öffentlichen Raum bewegen, wie in dieser Schilderung:

«Wir [Corine und ihre Freundin] haben auch verschiedene Erlebnisse gemacht. Zum Beispiel von Leuten, die weggegangen sind oder uns mega schräg, schlecht angeschaut haben oder dann angefangen haben über uns zu reden.» (Corine, Pos. 400–402)

Die Abwertung beinhaltet dabei auch eine Ungleichbehandlung: Die von Corine im Interviewabschnitt vor dem Zitat geschilderten Handlungen wie Händchen halten, eine Umarmung oder ein Kuss wären bei einem hetero Paar in dieser Situation ziemlich sicher nicht auf Ablehnung durch das Umfeld gestossen.

Weiter erleben lesbische/bi Frauen, dass ihre sexuelle/romantische Orientierung als persönliche Entscheidung bezeichnet oder als Druckmittel (z. B. unfreiwillig geoutet werden) gegen sie eingesetzt wird.

Sowohl indirekte wie auch direkte Abwertung weisen eine grosse Spannweite von einem unterschwellig *Nicht-sympathisch-Finden* bis hin zu Ausschluss aus bestimmten sozialen Kontexten (z. B. Kirche) oder Androhungen von Gewalt auf. Dazu kommt auch tatsächlich erlebte Gewalt wie beispielsweise sexualisierte Belästigung (durch hetero cis Männer) oder religiöse Konversionsmisshandlungen²⁴. Besonders der öffentliche Raum (inkl. Schule und Nachtleben/Ausgang) ist für lesbische/bi Frauen mit Erlebnissen von Diskriminierung und sexualisierter Gewalt (inkl. Belästigung) verbunden. Dies berichten auch andere Autor*innen (Hoskin, 2019; Krell & Oldemeier, 2017; LesMigraS, 2012) und es trifft besonders für *junge* queere Menschen zu (LGBT+ Helpline, 2022).

24 Religiös motivierte Massnahmen, die darauf abzielen, die sexuelle/romantische Orientierung und/oder Geschlechtsidentität hin zu hetero cis zu verändern.

Mit sexualisierter Belästigung verbunden ist der «double standard» (Hanna, Pos. 393): Die unterschiedliche Bewertung – grösstenteils durch hetero cis Männer – von weiblicher (lesbisch) und männlicher (schwul) Homosexualität/-romantik, bei der schwul Sein abgelehnt und mit körperlicher oder verbaler Gewalt zurückgewiesen wird, während lesbisch Sein mit sexualisierter Gewalt (darunter Belästigung) begegnet und nicht ernst genommen wird, indem die nicht-(ausschliessliche) Anziehung zu Männern nicht respektiert wird²⁵ und bisweilen versucht wird, sie mit Gewalt einzufordern.

Abwertung und Gewalt verletzen lesbische/bi Frauen bisweilen sehr, insbesondere dann, wenn die lesbische/bi Identität für die betreffende Frau einen grossen Stellenwert in ihrer Gesamtidentität einnimmt (s. auch Kap. 2.3 *Minderheitenstress*):

«Sobald ich so ein wenig comfortable geworden bin mit meiner eigenen Identität, also so ein wenig gecheckt habe okay, Frauen sind nice [kurzes Lachen] ehm hat es mich angefangen 'hässig' machen, haben mich seine [Mitschüler] Kommentare angefangen 'hässig' machen und haben mich angefangen verletzen. Vorher ist es so ein hey du bringst so Kommentare einfach nicht, du sagst so Sachen einfach nicht Punkt fertig. Aber so, sobald ich das angefangen auf mich selber beziehen hat es mich angefangen verletzen.» (Fiona, Pos. 179–183)

In dieser Schilderung ist das persönliche Erleben des Übergangs der Abwertung sichtbar, die mit einer Selbstidentifikation als lesbisch/bi von einer indirekten zu einer direkten wird.

Ablehnung von und Gewalt gegen lesbische/bi Frauen respektive queere Lebensweisen/Menschen stehen in enger Verbindung mit den normativen Erwartungen. Sie sind die Reaktion auf Abweichungen von diesen und ein Mittel zur Wiederherstellung der Norm, wie in den gewaltförmigen Auswüchsen dieser Reaktionen besonders deutlich wird.

5.1.3. Unsichtbarkeit

Die Erwartungen der Heteronormativität können ihre Wirkung nur in Kombination mit queerer Unsichtbarkeit entfalten, da queere Sichtbar-

25 Siehe dazu auch das Zitat von Corine im Unterkapitel 5.1.3 *Unsichtbarkeit*.

keit die Norm infrage stellt. Lesbische/bi Frauen kennen queer Sein oftmals höchstens in Zusammenhang mit Abwertung. Gleichwertige Darstellungen oder positive Bilder über queer Sein sind selten, und queere Menschen sind ihnen häufig nicht persönlich bekannt:

«Ich habe nicht jemanden gekannt, wo schwul oder lesbisch gewesen ist. ... Erst seit der Pride von diesem Jahr habe ich erstmals ein lesbisches Pärchen gesehen, vorher noch nie. ... Ich habe vorher noch nie eines gesehen. ... Das hat mich mega aufgeregt auf eine Art, so häh, das kann ja gar nicht sein, wieso kenne ich niemanden [kurzes Lachen].» (Ella, Pos. 519–524)

Die Unsichtbarkeit bezieht sich auch auf fehlende Informationen über queer Sein und über Begriffe, um queere Identitäten und Gefühle zu benennen. Bestimmte Kontexte werden besonders mit der Unsichtbarkeit queerer Menschen in Verbindung gebracht, insbesondere Religion, das Aufwachsen auf dem Land respektive im Dorf sowie die Schule. Die normativen Erwartungen sind in diesen Kontexten überdies besonders ausgeprägt und virulent. Diese Erkenntnisse decken sich mit solchen aus anderen Studien (Berchtold, 2012; Krell & Oldemeier, 2017; Marques, 2020; Woltersdorff, 2005).

Queere Unsichtbarkeit ist nicht nur eine Abwesenheit von queeren Menschen, Lebensentwürfen und Informationen, sondern wird auch immer wieder aktiv hergestellt, um aufkommende Sichtbarkeit (z. B. bei einem Coming-out) zurückzudrängen und damit die Heteronormativität – zumindest teil- und versuchsweise – aufrecht zu erhalten. Dies geschieht hauptsächlich dadurch, dass lesbisch/bi Sein nicht ernst genommen wird, beispielsweise durch Äusserungen, die lesbisch/bi Sein als Phase, bi als 'halb hetero' oder trans Frauen als 'nicht ganz Frau' abwerten, oder indem lesbisch/bi Sein als etwas angesehen wird, zu dem frau verführt wird. Nicht ernst genommen zu werden ist eine Erfahrung, die für lesbische/bi Frauen auch in anderen Studien festgestellt wird (Brodersen, 2018; Krell & Oldemeier, 2017). Die oben mit *double standard* und sexualisierter Gewalt beschriebene männerzentrierte Perspektive äussert sich auch als Unsichtbarmachung lesbischer/bi Frauen, indem nicht respektiert und nicht ernst genommen wird, dass sie sexuell/romantisch nicht (ausschliesslich) auf Männer fokussiert sind. Dies verdeutlicht die folgende Interviewpassage, in der Corine eine an sie gerichtete Aussage eines Mannes wiedergibt:

«Oder halt auch das ist auch passiert so: Ja du bist jetzt mit einer Frau zusammen, aber ja es kann sein, dass wenn vielleicht wenn du mit mir bist, gefalle ich dir doch oder irgendwie so komische Aussagen.» (Corine, Pos. 224–227)

In diesem Interviewzitat wird exemplarisch deutlich, inwiefern besonders von hetero cis Männern eine Abwertung von weiblicher Sexualität stattfindet, die ohne Mann als nicht vollkommen angesehen wird, womit lesbisch Sein unsichtbar gemacht und abgewertet wird. Auch weibliche Bisexualität/-romantik erfährt in ähnlichen Haltungen und Äusserungen eine Abwertung und Unsichtbarmachung, da die jeweiligen hetero cis Männer in der Regel allein ihre eigenen sexuellen (Macht)Interessen verfolgen und bi Frauen für diese instrumentalisieren und damit objektifizieren, wie mehrere Interviewpartnerinnen schildern.

Zentral sind auch Fremdbewertungen²⁶ der 'Echtheit' des lesbisch/bi Seins, indem lesbischen/bi Frauen ihre lesbische/bi Identität abgesprochen wird, wenn sie nicht gewissen lesbischen/bi Stereotypen (z. B. bzgl. Aussehen) entsprechen oder sich nicht als lesbisch/bi bezeichnen. Der Themenbereich der lesbischen/bi Stereotypen ist äusserst komplex und vielschichtig und wird in Kapitel 6.2.2 vertieft.

Auch eine Tabuisierung oder dem Thema auszuweichen ist verbreitet:

«Die Eltern von meinem Vater sind halt sehr konservativ und so. Und ich glaube sie sind so Leute, wo nie irgendetwas Schlechtes sagen werden von mir. Sie werden einfach ruhig sein. ... Aber sie würden wahrscheinlich einfach im Hintergrund dann ein wenig reden.» (Ella, Pos. 309–310)

Hier wird einerseits die Unsichtbarmachung in Form der Tabuisierung erwähnt, gleichzeitig äussert Ella die Befürchtung einer bestehenden Ablehnung, die in ihrer Abwesenheit geäussert werden könnte.

Die in der Heteronormativität enthaltenen Hierarchisierungen (insbesondere: hetero > homo/bi; cis > trans; geschlechterrollen-konform > geschlechterrollen-nonkonform; männlich > weiblich/nonbinär/androgyn/inter) wirken auch innerhalb der Abweichungen von der Heteronormativität. So führt beispielsweise die cis männliche Dominanz dazu, dass es, wenn queere Menschen doch Sichtbarkeit erlangen, schwu-

26 Zur Bedeutung von Fremdbewertungen s. auch Kap. 5.1.6 *Veränderung*.

le cis Männer sind, denen diese zuteilwird. Normabweichungen werden überdies in erster Linie mit sexueller/romantischer Orientierung in Verbindung gebracht und nicht mit Geschlechtsidentität (z. B. Geschlechterrollen-Nonkonformität wird als Homosexualität/-romantik und nicht als Transidentität bewertet), und queere Menschen werden in erster Linie als cis homo Menschen und nicht als trans oder bi Menschen gedacht.

Queere Unsichtbarkeit bewirkt bei lesbischen/bi Frauen ein Gefühl der Einsamkeit, des Alleinseins und von fehlender Zugehörigkeit, wie dies auch andere Autor*innen fanden (Berchtold, 2012; Dziengel, 2015; Eliason & Schope, 2007; Frohn, 2005; Krell & Oldemeier, 2017; LesMigraS, 2012; Zuehlke, 2004). Sie hängt, wie in einigen der oben genannten Aspekte queerer Unsichtbarkeit erkennbar ist, mit Ablehnung und Gewalt zusammen und bildet gemeinsam mit der Formulierung der normativen Erwartungen die Trias zur Durchsetzung und Aufrechterhaltung der Heteronormativität – oder, wie Butler (1997) dies formuliert: «It is not that nonheterosexual forms of sexuality are simply *left out* [alle Hervorhebungen v. Verf.], but that their *suppression* is essential to the operation of that prior *normativity*» (S. 274).

5.1.4. Durchschlagskraft

Die immense Durchschlagskraft und Dominanz der Heteronormativität zeigt sich auch darin, dass sie selbst in queeren Gemeinschaften zu finden ist sowie darin, dass sie mit anderen Unterdrückungsformen interagiert.

Heteronormativität ist von queeren Menschen internalisiert und wirkt somit bis in queere Gemeinschaften hinein. Lesbische/bi Frauen berichten beispielsweise davon, dass trans Männer sichtbarer sind als trans Frauen oder dass (insbesondere von trans Menschen) eine Orientierung an binären Geschlechterrollen erwartet wird. Besonders die im vorangehenden Unterkapitel zuletzt erwähnten Subformen von und Hierarchisierungen in der Heteronormativität sind auch in queeren Gemeinschaften zu finden, wie beispielsweise die Dominanz von sexueller/romantischer Orientierung über Geschlechtsidentität, sowie cisnormative Haltungen. Insbesondere letztere sind verbreitet und stüt-

zen damit die Grundannahme der Heteronormativität: Die angeblich natürliche, biologische, körperliche Grundlage von Geschlecht. So erzählt Beatrice, dass sie sich in vielen lesbischen/queeren Gemeinschaften/Gruppen als trans Frau nicht wohl und willkommen fühlt, da diese die Perspektiven und Bedürfnisse von trans Menschen zu wenig berücksichtigen. Anna und Fiona berichten von verbreiteter Bfeindlichkeit in queeren Gemeinschaften.

Dass Heteronormativität mit anderen Unterdrückungsformen wie Rassismus und Sexismus in Verbindung steht und somit als *intersektionaler Wirkmechanismus* bezeichnet werden kann, zeigt sich darin, dass die Interviewpartnerinnen diese Unterdrückungsformen oft in einem Atemzug nennen und darin ähnliche Muster feststellen. Einige lesbische/bi Frauen greifen hingegen selbst auf – insbesondere rassistische – Stereotypisierungen zurück, indem sie bei migrantischen, rassifizierten und wenig kulturell assimilierten Menschen eine geringere Akzeptanz für ihr lesbisch/bi Sein vermuten und diese Vermutung in entsprechenden persönlichen Erlebnissen bestätigt sehen. Ein weiteres Ergebnis, das auf intersektionale Wirkmechanismen verweist, ist darin zu finden, dass einige lesbische/bi Frauen gesellschaftsliberale Werthaltungen mit gehobenem sozioökonomischem Status verbinden, respektive in letzterem eher Akzeptanz vermuten als in tieferen sozioökonomischen Klassen. Nebst mit Rassismus verbindet sich Heteronormativität also ebenso mit Klassismus. Dies kommt auch in folgendem Zitat zum Ausdruck:

«Diese Schule hat wirklich eine Stimmung geschaffen, wo die Vielfalt eigentlich erased wird, weil alle müssen möglichst einem Ideal entsprechen von, von so einem bürgerlichen ehm bildungselitären Ideal, oder. Und zu dem gehört natürlich auch, dass ehm, dass man hetero ist, dass man heiratet, ein Einfamilienhaus hat und Kinder hat und trotzdem Karriere macht, und die Frauen sowieso, Karriere und Kinder.» (Beatrice, Pos. 384–388)

Beatrice beschreibt hier eine normative Macht, die bürgerlich-kapitalistische Leistung mit Heteronormativität verbindet. Einige Autor*innen beschreiben diese Verbindung als ein neoliberales Angebot der Akzeptanz einer (spezifischen, homonormativen²⁷) lesbischen/bi Le-

27 Kurz gesagt bedeutet Homonormativität die grösstmögliche Anpassung von homo Menschen an die Heteronormativität innerhalb ihres homo Seins und die

bensweise zum Preis der Anpassung an die kapitalistischen Bedingungen: «Die neoliberale Anerkennung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt ... fördert nur diejenigen Formen sexueller und geschlechtlicher Pluralität, die sich verwerten lassen, und das auch nur, solange sie sich verwerten lassen» (Woltersdorff, 2017, *Der Preis der Freiheit – und wer ihn bezahlt*, Abs. 4; s. auch Foucault, 1976/1983, S. 112–113). Dies kommt in den Interviews beispielsweise darin zum Ausdruck, dass Hanna und Irina ihre Karriereorientierung betonen, Einschränkungen ihrer kapitalisierbaren Leistungsfähigkeit bedauern oder diese um jeden Preis aufrechterhalten/verbessern wollen. Dabei darf nicht übersehen werden, dass es auch lesbische/bi Frauen gibt, die nicht ‘nur’ lesbisch/bi sind, sondern auch von Armut betroffen, Rassismus erleben, die kapitalistisch geforderte Leistung nicht erbringen können (z. B. durch *Behinderung*) oder ihr Leben nicht an der Heteronormativität orientiert gestalten *wollen* (Nguyen, 2021; Robinson, 2016). Diese werden bei diesem Handel aussen vor gelassen, wie Irina, die körperliche Beschwerden hatte, die sie eine gewisse Zeit bei der Ausübung ihrer Tätigkeiten in der Berufslehre *behinderten*. Inwiefern sich dies auf ihr lesbisch/bi Sein auswirkte, wäre näher zu untersuchen gewesen. Jedoch gibt die Stigmatisierung von psychischen Erkrankungen einen Hinweis darauf, dass sich solche *Behinderungen* tatsächlich auf das lesbisch/bi Sein auswirken: Hanna und Irina berichten davon, dass sie beim Dating mit diesbezüglichen (auch internalisierten) Stigmatisierungen konfrontiert waren.

5.1.5. Machtblindheit

Die ungleiche Verteilung von Macht zugunsten der Heteronormativität und *zuungunsten* aller Abweichungen von ihr wird als so natürlich und selbstverständlich angesehen, dass die Wirkung dieser Macht oft verkannt wird. Der hierfür verwendete Begriff der Machtblindheit bezeichnet Handlungen und Haltungen, die die Wirkmächtigkeit von

Anpassung an andere normative Kategorien wie eben z. B. eine kapitalistische Leistungsnorm. Das Konzept wird in Kap. 6.2.2 *Homonormativität und lesbische/bi Stereotypen* und 6.3 *Intersektionalität und Zugehörigkeit* weiter diskutiert.

Machtungleichheiten sowie eigene Privilegien leugnen, Machtgleichheit behaupten und Ungleichheiten als individuelles Versagen den unterprivilegierten Menschen selbst zuschreiben (Kurzman et al., 2014; bzgl. rassistischer *color-blindness*: Bonilla-Silva, 2003). Was Burke (2017) im folgenden Zitat in Bezug auf rassistische Machtblindheit beschreibt, kann ähnlich auf heteronormative Machtblindheit angewandt werden²⁸:

Diversity ideology allows whites to support principles of inclusion while failing to support policies that enact these principles. Ultimately, this takes place when dynamics of power are unacknowledged, in favor of practices that make whites feel better or to enhance their lives. (S. 4)

Die 'Diversitätsideologie' wird hier also als (neo)liberales (Bonilla-Silva, 2003, Kap. 2) Feiern von Vielfalt entlarvt, die sich jedoch nicht darum kümmert, die trotzdem weiterhin bestehenden Machtungleichheiten tatsächlich zu beseitigen, womit sie machterhaltend wirkt und fortbestehende Ungleichheiten individualisierend den stigmatisierten Menschen anlastet (s. auch Kurzman et al., 2014, S. 723–724).

Machtblindheit zeigt sich für die interviewten lesbischen/bi Frauen entsprechend besonders in Kontexten, in denen eine grundsätzliche Offenheit gegenüber sexueller, romantischer und geschlechtlicher Vielfalt respektive queeren Menschen besteht, wie in dieser Schilderung zum Ausdruck kommt:

«Sie [Kollegin] ist halt so supportive, dass sie dann teilweise nicht sieht, warum wir als Community teilweise noch recht reserviert sind und vorsichtig sein können bei Sachen. Weil für sie ist es ja gar kein Thema und sie kommt, also sie weiss schon, dass es Leute gibt, wo uns irgendwie das Leben schwer machen wegen dem, aber weil es für sie in ihrem Kopf so selbstverständlich ist, dass es gar kein Thema ist, dass das normal ist, dann ehm findet sie, dass wir teilweise auch so zu vorsichtig sind.» (Anna, Pos. 843–848)

Die eigene akzeptierende Haltung verspermt hier den Blick auf institutionelle und strukturelle Diskriminierung sowie auf die ungleiche

28 Ohne dabei (die je spezifischen Unterdrückungsmechanismen von) Rassismus und Heteronormativität zu vergleichen oder gleichzusetzen. Die Analyseperspektive der *color-blindness* ist jedoch innerhalb der Diskussion des Begriffs der Machtblindheit besonders fundiert und elaboriert, weshalb sie hier herangezogen wird.

Verteilung von Privilegien und Macht und behauptet (explizit oder implizit) eine Gleichberechtigung, die so nicht besteht.

Die spezifischen Bedürfnisse und Erfahrungen von queeren Menschen in einer heteronormativ dominierten Gesellschaft werden mit dieser machtblinden Haltung der Gleichbehandlung nicht berücksichtigt:

«Man kann mich nicht einfach wie eine cis Frau behandeln, das ist nicht richtig. Man muss mich nicht normal behandeln, sondern man muss mich entsprechend behandeln, man muss mich adäquat meiner, meiner Situation entsprechend irgendwie behandeln und man muss diese Besonderheiten, wo sich ergeben durch mein trans Sein berücksichtigen und mit einbeziehen und wertschätzen und nicht einfach ignorieren und so tun als wäre, ja weisst du für mich bist du genauso eine Frau wie alle anderen. Ja schon, aber nicht genauso, weisst du wie ich meine, so genauso in der Menge, aber nicht genauso im Inhalt. Und ich glaube den und diese Unterscheidung haben viele Menschen noch nicht verstanden, dass es wie gleichwertig aber nicht gleich.» (Beatrice, Pos. 822–830)

Diese Schilderungen von Beatrice kritisieren die verbreitete Haltung der Gleichbehandlung, die nicht angebracht ist, da keine Gleichheit und Gleichberechtigung von queeren und hetero cis Menschen bestehen, sondern diese hergestellt werden müssen. Dies bedarf einer Berücksichtigung der spezifischen Bedürfnisse queerer Menschen, die sich aus ihrer Stigmatisierung und Diskriminierung ergeben. Ähnlich gelagert ist die Haltung, dass lesbisch/bi Sein eine rein private Angelegenheit sei, – eine Haltung, die lesbische/bi Frauen teilweise selbst vertreten – was angesichts nach wie vor bestehender Ungleichbehandlung, Diskriminierung und Abwertung lesbischer/bi Frauen, die, wie bisher aufgezeigt, massgeblich mit der Heteronormativität zusammenhängen, nicht zutrifft. Vielmehr haben privilegierte Menschen, die der Heteronormativität entsprechen, eine Verantwortung, diese Machtungleichheit abzubauen, wie einige lesbische/bi Frauen auch fordern.

Dass diese, aus einer machtblinden Haltung heraus postulierte, Gleichbehandlung von lesbischen/bi Frauen und hetero cis Menschen nicht gegeben ist, zeigen zahlreiche Äusserungen lesbischer/bi Frauen, in denen sie Erleichterung und Dankbarkeit dafür äussern, dass ihr Umfeld ihr lesbisch/bi Sein akzeptiert, und bereits das Ausbleiben von Ablehnung positiv bewerten:

«Sie [Familienmitglieder] haben sehr ruhig reagiert, also nicht irgendwie komisch oder so von wegen wäh [Äusserung von Ekel], jetzt wollen wir sie nicht mehr in der Familie haben.» (Irina, Pos. 802–803)

In der Erwartung, vom persönlichen/familiären Umfeld Ablehnung aufgrund des lesbisch/bi Seins zu erfahren und in der Erleichterung, wenn diese ausbleibt, zeigt sich, dass keine Gleichwertigkeit von homo/bi und hetero besteht sowie, dass die Machthierarchien zugunsten des (hetero cis) Umfelds ausfallen, welches die Bewertung des lesbisch/bi Seins vornimmt, wohingegen die lesbische/bi Frau dankbar für Akzeptanz sein muss.

Machtblindheit äussert sich schliesslich auch darin, dass bei lesbisch-/bi-feindlichem Verhalten die lesbische/bi Frau aus der Situation gewiesen wird respektive zu ihrem eigenen Schutz die Situation verlässt (beides z. B. in Form von Schulwechseln, die mehrere Interviewpartnerinnen schildern), aber gleichzeitig keine Aufarbeitung mit dem*der/den Täter*innen stattfindet.

5.1.6. Veränderung

Diese Machtungleichheiten *zuungunsten* lesbischer/bi Frauen zeigen sich in sozialen Interaktionen als Veränderung²⁹, die der Aufrechterhaltung heteronormativer Vorherrschaft dienen: «Die jeweils bestehende gesellschaftliche Hegemonie sowie die mit ihr einhergehenden Prozesse der Selbstaffirmation und Veränderung müssen als ständig umkämpfte Kräfteverhältnisse vorgestellt werden» (Maihofer, 2014, S. 321). Veränderung beschreibt dabei die Herstellung respektive Hervorhebung von Differenz mittels Normsetzung sowie die Abwertung und hierarchische Unterordnung von Abweichung durch die machtvollere Position (Jensen, 2011) und ist damit sehr vergleichbar mit dem in Kapitel 2.1 *Identität, Stigma, ...* erwähnten Ansatz des *labeling* (Link & Phelan, 2001). Veränderung umfasst also die bereits beschriebenen Durchsetzungsmechanismen von Heteronormativität, fokussiert jedoch nochmals stärker auf soziale Interaktionen und Handlungen, in denen diese zum Ausdruck kommen und damit für Identität

29 Im englischsprachigen Diskurs als 'othering' bekannt.

titätsprozesse bedeutsam werden (Jensen, 2011). Veränderung dient damit als Bindeglied, das aufzeigt, wie Heteronormativität zusammen mit Macht(blindheit) auf Strategien lesbischer/bi Frauen einwirkt.

Veränderung zeigt sich bei den Interviewpartnerinnen beispielsweise darin, dass das Umfeld (oftmals die Eltern) lesbische/bi Frauen mit der Vermutung konfrontiert, dass sie lesbisch seien – Bisexualität/-romantik erfährt, wie bereits erwähnt (s. Kap. 5.1.3 *Unsichtbarkeit*), eine grössere Unsichtbarkeit und wird daher meist gar nicht in Betracht gezogen. Veränderung ist auch in einer voyeuristischen Neugierde zu sehen, die beschreibt, dass sehr persönliche bis indiskrete Fragen, beispielsweise zu (sexueller/romantischer) Anziehung, an die lesbischen/bi Frauen adressiert werden. In solchem Verhalten zeigt sich die Haltung, das Recht zu haben, solche Fragen stellen zu dürfen, da eine (vermutete) Normabweichung vorliegt und diese einer Erklärung bedürfe. Damit verbunden ist auch die Erwartung, dass lesbische/bi Frauen sich outen (müssen/sollen), um Sichtbarkeit zu erlangen und in ihrem lesbisch/bi Sein anerkannt zu werden:

«Es wird irgendwie nie als Option angeschaut, bis du es nicht explizit sagst.» (Anna, Pos. 250)

Sich nicht zu outen würde also bedeuten, weiterhin als hetero wahrgenommen zu werden (s. auch Brodersen, 2018). Das beinhaltet auch, dass lesbische/bi Frauen sich stets zu ihrer nicht- (ausschliesslichen) Anziehung zu Männern äussern müssen – es braucht eine Abgrenzung und Begründung der Normabweichung, was wiederum auf die Dominanz und Macht der Norm verweist. In den Interviews kommt dies dadurch zum Ausdruck, dass die lesbischen/bi Frauen sich immer von sich aus, ohne entsprechende Frage des Interviewers, dazu geäußert haben und sich damit zur heteronormativen Erwartung positionieren (s. auch Kap. 5.2.1 *Positionierung zwischen Abgrenzung und Anpassung*). Dieser Druck zu Geständnissen über die persönliche sexuelle/romantische Anziehung – und, für lesbische/bi Frauen, über die Abweichung von der Heteronormativität – wird von Foucault (1976/1983, S. 57–76) als zentraler Bestandteil der Macht über und Kontrolle von Sexualität beschrieben. Die Veränderung ist damit eine Form der Umkehrung der Verantwortung für die Normabweichung von der machtvollen an die stigmatisierte Position (Rommelspacher,

1997, S. 254–255), wobei die Gefahr, nicht ernst genommen zu werden, dadurch keineswegs gebannt ist (Brodersen, 2018; Krell & Oldemeier, 2017). Dass ihr lesbisch/bi Sein angezweifelt und infrage gestellt wird, beschreiben denn auch die Interviewpartnerinnen. Dies geschieht beispielsweise durch wiederholte Äusserung der Erwartung an eine lesbische Frau, dass sie einen Mann heiraten werde/solle. Weiter sind Fremdbeurteilungen der Echtheit des lesbisch/bi Seins anzutreffen, indem Menschen aus dem Umfeld (in der Regel ungefragt) äussern, ob sie sich gedacht hätten, dass das Gegenüber lesbisch/bi sei oder nicht, also eine Bewertung von Aussehen und Verhalten, gemessen an stereotypen Vorstellungen über lesbische/bi Frauen und damit implizit eine Bewertung darüber, ob ihr lesbisch/bi Sein authentisch sei oder nicht. Diese Form der Veränderung und insbesondere die Äusserung, man habe sich schon gedacht, dass sie lesbisch/bi seien, wird von lesbischen/bi Frauen oft positiv, als eine Form der Anerkennung des (gleichwertigen) Andersseins, erlebt, sofern sie mit einer akzeptierenden Haltung erfolgt. Ist diese Haltung nicht erkennbar oder findet ein Fremddouting statt – also eine Mitteilung der lesbischen/bi Orientierung an weitere Personen, ohne dass die betreffende lesbische/bi Frau dazu ihr Einverständnis signalisiert hat – wird die Veränderung als übergriffig und verletzend erlebt.

Die in diesem Kapitel beschriebene Heteronormativität erleben zwar alle Menschen, doch müssen sich lesbische/bi Frauen aufgrund ihrer (mehrfachen) Abweichung davon im Vergleich zu Menschen, die diesen Normen (stärker) entsprechen, intensiver damit auseinandersetzen, um ihre lesbische/bi Identität zu leben. Im Folgenden werden diese Auseinandersetzungsarten als Strategien im Umgang mit der Heteronormativität und als Annäherungsstrategien an ein lesbisches/bi Selbstbewusstsein beschrieben.

5.2. Strategien lesbischer/bi Frauen

Die Strategien, wie lesbische/bi Frauen mit Heteronormativität umgehen und wie sie lesbisches/bi Selbstbewusstsein aufbauen, können nicht in eindeutigen, allgemeingültigen Wegen und fixen Zielen beschrieben werden. Vielmehr sind diese Prozesse individuell, die ver-

schiedenen Strategien stehen im Lebensverlauf und in verschiedenen sozialen Kontexten unterschiedlich im Fokus und werden somit auch immer wieder neu angewandt, wobei nicht alle lesbischen/bi Frauen auf alle diese Strategien zurückgreifen. Strategien sind dabei als Handlungen zu verstehen, die nicht immer bewusst und gezielt ein- und umgesetzt werden.

5.2.1. Positionierung zwischen Abgrenzung und Anpassung

Lesbische/bi Frauen sind aufgrund der Normabweichung, die ihr lesbisch/bi Sein darstellt, dazu gezwungen, sich aktiv zur Heteronormativität zu positionieren und sich davon abzugrenzen, um ihr lesbisch/bi Sein leben zu können. Jedoch finden nicht nur Abgrenzungen statt, sondern lesbische/bi Frauen wenden auch Strategien an, um diese Abgrenzung zu moderieren und stärker oder schwächer, schneller oder langsamer, klarer oder subtiler, umfassender oder partieller auszugestalten. Somit kommen stets auch Anpassungsstrategien an die Heteronormativität zum Zug.

Von grosser Bedeutung für lesbische/bi Frauen sind Zweifel und Verunsicherung über ihre sexuelle/romantische Orientierung, ausgelöst durch ein zunehmendes Erkennen, dass diese von der Heteronormativität abweicht, verbunden mit diesbezüglichen Befürchtungen, beispielsweise von Ablehnung. Auch Gefühle von Scham und Falschsein können aufkommen. Die Normabweichung wird somit als beängstigend und verunsichernd erlebt und zu unterdrücken versucht, beispielsweise durch Ablenken und Ausblenden von lesbischen/bi Gefühlen und Gedanken, was jedoch in der Regel nicht (dauerhaft) funktioniert. Dies kann zu einem regelrechten Wechselbad der lesbischen/bi Gefühle zwischen Abwehren und Zulassen werden:

«Ich bin so überrascht gewesen von mir, so in dem Sinn, dass ich so auf voll offen gewesen bin dafür [dass sie sich in eine Frau verliebt hat], obwohl ich eigentlich nicht so weit gewesen bin habe ich, also ich habe Angst gehabt davor, aber ich bin eigentlich schon weit gewesen mit meinen Gefühlen, ich bin schon bei ihr [Mädchen, in das sie sich verliebt hat] gewesen und ich hätte ich bin könnt- hätte können sagen ah schau ich, ich liebe dich, weisst du. Und eigentlich habe ich immer

Angst gehabt davor und ja, ja ich weiss noch wie oft ich mir das einfach vorgestellt.» (Corine, Pos. 809–815)

Die Verunsicherung zeigt sich auch in Gedanken darüber, ob die Anziehung freundschaftlicher oder sexueller/romantischer Art sei, oder ob sie nur eine Phase sei – Sichtweisen, die oben bereits als Teil der Heteronormativität aufgetaucht sind und dabei auch mit weiblichen Geschlechterrollennormen zu tun haben: Die Interviewpartnerinnen beschreiben, dass körperliche Nähe zwischen Frauen länger als freundschaftlich gewertet wird als zwischen einer Frau und einem Mann oder zwischen zwei Männern. Dies zeigt sich auch darin, dass Beatrice als lesbische *trans* Frau körperliche Nähe zu anderen Frauen schneller als über eine Freundschaft hinausgehend erlebt als cis Frauen, da sie zuvor eine auf Männlichkeit ausgerichtete Sozialisation erlebt hat – respektive als auch von anderen Menschen als weiblich wahrgenommen kann sie, im Vergleich zur Zeit, als sie noch als männlich wahrgenommen wurde, mehr körperliche Nähe zeigen, die nicht als sexuell gilt.

Als Positionierungsstrategie kann auch die Haltung lesbischer/bi Frauen verstanden werden, dass sexuelle/romantische Orientierung und Anziehung sich verändern, verändern dürfen und ein Prozess des Erkennens eigener Bedürfnisse und Wünsche sowie eine Entwicklung des Wissens um die Vielfalt von Geschlecht und Anziehung sind:

«Ich habe das Gefühl, je mehr wie man dazu lernt, desto mehr, keine Ahnung, sieht man auch neue Öff- also neue Optionen, so. Ich habe sehr lange keine Ahnung gehabt von anderen Geschlechtsidentitäten als, als im cis Spek- also als jetzt cis Geschlecht da, und so. Ich habe das Gefühl, je mehr man lernt, desto mehr sieht man auch neue Möglichkeiten, wo man sich könnte für Menschen interessieren.» (Fiona, Pos. 501–505)

Diese Haltung ist eine Abgrenzung von der Heteronormativität, die Anziehung nicht nur als hetero, sondern auch als unveränderlich vorgibt.

Eine Strategie der Anpassung sind Versuche, die Heteronormativität zu erfüllen, indem beispielsweise Geschlechterrollennormen gelebt, hetero Beziehungen gesucht respektive versucht, die Erfüllung von cis-Körpernormen angestrebt werden, oder eine Orientierung an Ehe und Hochzeit – «und dann auch so wirklich kitschig, mit so weissen Kleidchen und alles mögliche» (Irina, Pos. 824). Auch zu lesbischen/bi Stereotypen, die sowohl Äusserlichkeiten wie auch Verhaltensweisen

betreffen, müssen lesbische/bi Frauen sich zwischen Abgrenzung davon und Anpassung daran positionieren:

«Ich versuche immer noch ein wenig so herausfinden, was macht einen aus, dass man gay ist. Also muss man das unbedingt äusserlich zeigen, also eben mit gefärbten Haaren oder so oder ähm kann man auch sich ganz normal anziehen? Ich kenne auch Leute, die sich einfach ganz normal angezogen und nachher dann gesagt haben ja ich bin bi, obwohl ich das niemals von denen erwartet hätte, dass sie es sind. Deshalb finde ich selber einfach, ich habe so ein wenig meinen, meinen Kleidungsstil, ich habe ein wenig meinen äh, charakteristischen äh Stil irgendwie. Das, das trifft alles einfach so ein wenig zu, dass man merkt halt einfach, dass ich so eine leichte gay Ding habe.» (Giulia, Pos. 522–529)

In dieser Positionierung geht es um Fragen der Zugehörigkeit und des *genug-Seins* im Zusammenhang mit dem lesbisch/bi oder dem Frau Sein. Sie verweist auf das, was in der *Femme Theory* (Hoskin, 2013; s. Kap. 6.3.5) diskutiert wird, die sich mit der Frage beschäftigt, was Heteronormativität für Weiblichkeit und was Abweichungen von diesen Weiblichkeitsnormen bedeuten. Eine Erkenntnis daraus ist, dass Abweichungen von der heteronormativen Weiblichkeit – wie sie lesbisch/bi Sein darstellt – mit neuen, sozusagen konträren Normen verbunden sind, also den Stereotypen zu lesbischen/bi Frauen (Blair & Hoskin, 2015; Hoskin, 2013). Daraus erklären sich Giulias – und sie ist damit bei weitem nicht die einzige unter den Interviewpartnerinnen – soeben geschilderten Überlegungen dazu, ob sie sich an die Stereotypen anpassen muss/soll, um als lesbisch/bi (an)erkannt zu werden.

Die Positionierung zwischen Anpassung und Abgrenzung ist, wie eingangs erwähnt, ein Kontinuum, das teilweise mit dem Begriff *Anpassungskompromiss* (Sicherheit und Anerkennung durch Anpassung) beschrieben werden kann, wie es folgende Ausführungen von Beatrice bezüglich ihres trans Seins auf den Punkt bringen:

«Für wen mache ich eine Genital-OP? Mache ich das für mich? Würde ich das im Vakuum auch machen? Und mir ist wirklich so aufgegangen: Ich mache das eigentlich nur, damit ich den Regeln der Gesellschaft kann entsprechen und dementsprechend mehr Freiheit habe. Und irgendwie, und muss wie jetzt ehm, mich halt darauf einlassen, dass ich das nicht nur für mich mache. ... In dieser Gesellschaft ehm musst du ja irgendwie einfach schauen, dass es dir gut geht. Und dann musst du halt wie manchmal ehm Kompromisse eingehen mit dem eigentlichen Feind Cisnormativität, oder. Das ist 'huren' krass finde ich, also das ist, das ist wirklich ein ehm,

ein heftiger Prozess für mich, aber eh auch mega spannend.» (Beatrice, Pos. 650–659)

In dieser Schilderung kommt das Abwägen zwischen Normerfüllung und Selbsterfüllung, zwischen *Me* und *I* (Mead; s. Kap. 2.1 *Identität, Stigma, ...*) zum Ausdruck, das im *Anpassungskompromiss* steckt. Ausserdem handelt es sich auch hier um eine Auseinandersetzung mit den heteronormativen cis Körpernormen von Weiblichkeit, die ebenfalls mit der *Femme Theory* beschrieben werden.

An die im vorangehenden Unterkapitel beschriebene Veränderung anschliessend und mit dieser in Verbindung stehend, wird an lesbische/bi Frauen eine Pflicht formuliert, sich zu outen, zu der sie sich positionieren müssen. Diese Pflicht wird in der Regel nicht explizit formuliert, allerdings zeigt sich ihre Wirkmacht darin, dass lesbische/bi Frauen von sich aus erwähnen, ob sie sich bei jemandem geoutet haben oder nicht und sich rechtfertigend erklären, wenn sie nicht geoutet sind:

«Ich rede auch wie nicht so gross darüber. Ich weiss nicht, vielleicht ist das von früher auf, dass ich nicht mehr so also, dass ich nicht so darüber rede, ähm aber ich glaube einfach ich, also ich will nicht sagen ich bin nicht offen gegenüber diesem Thema, aber ich bin jetzt nicht jemand ich rede jeden Tag darüber. Wenn man mich darauf anspricht, wenn das gerade ein Thema ist, dann bin ich mega gesprächig.» (Hanna, Pos. 832–836)

Die Pflicht, sich zu outen hat für lesbische/bi Frauen auch die Funktion, zu sich selbst zu stehen, und damit eine selbstermächtigende Komponente. Wohl auch deshalb wird sie von lesbischen/bi Frauen oft nicht infrage gestellt und nicht nur negativ erlebt. Es gibt jedoch auch Zurückweisungen dieser Pflicht, beispielsweise, wenn es für die Beziehung keine Rolle spielt (z. B. Mitschüler*innen) oder die lesbische/bi Frau sich noch nicht bereit dazu fühlt. Die Pflicht, sich zu outen zeigt sich auch darin, dass lesbische/bi Frauen ein Verheimlichen als Selbstverleugnung (sich selbst gegenüber) und Unehrlichkeit (anderen gegenüber) empfinden:

«Aber ich will dann dazu stehen und mich nicht verstecken, weil ich bin so eigentlich dafür, dass wir alle uns stärken sollten und einfach uns selber sein und uns zeigen. ... Und ich weiss auch wie mühsam es ist einfach sich die ganze Zeit verstecken und nur lügen und irgendwie einfach Angst haben.» (Corine, Pos. 427–432)

Eine ähnliche Positionierung erfolgt in Bezug auf die Pflicht, aufzuklären oder zu «educaten» (Anna, Pos. 306): Von lesbischen/bi Frauen wird erwartet, dass sie als «Infozentrale» (Anna, Pos. 835) fungieren. Auch diese Pflicht wird von lesbischen/bi Frauen vielfach anerkannt und akzeptiert:

«Ich finde einfach auch man muss ein wenig allen Menschen klar machen, dass es heutzutage normal ist, und ich finde es auch toll, dass es normal ist, und ich möchte das auch eben so rüberbringen.» (Ella, Pos. 806–808)

Doch diese Pflicht wird auch kritisiert oder zurückgewiesen – insbesondere, wenn es um sehr persönliche Fragen geht oder um Informationen, die z. B. im Internet selbst gefunden werden können.

Der Positionierung zwischen Anpassung an die und Abgrenzung von der Heteronormativität dient ausserdem die Strategie der Informationsbeschaffung. Indem lesbische/bi Frauen sich über queere Themen informieren, relativiert sich die Absolutheit der Heteronormativität und es eröffnen sich neue Möglichkeiten:

«Mit dem, wo ich online gefunden habe, hat sich das dann glaube schon recht äh, ich weiss nicht wie schnell, aber hat sich ja über irgendwie zwei, drei Jahre recht geändert so. Oder halt einfach erweitert.» (Anna, Pos. 886–888)

Eine Positionierung kann schliesslich auch darin bestehen, queeren Aktivismus und queere Sichtbarkeit zu kritisieren und sich davon distanzieren, womit lesbische/bi Frauen der Heteronormativität in dieser Frage verbunden bleiben. Auch ist das Verhältnis einiger lesbischer/bi Frauen zum Begriff *lesbisch/Lesbe* ambivalent, was ebenfalls als Ausdruck einer Positionierung verstanden wird, da beispielsweise Anna den politischen und historischen Gehalt des Begriffs wertschätzt, «aber so das Wort lesbisch und vor allem so Lesbe, da stehen alle Haare bei mir auf, weil es, ... wo ich aufgewachsen bin, einfach immer so negativ konnotiert verwendet worden ist.» (Anna, Pos. 927–929). Sie steht somit in einem Prozess zwischen Anerkennung und Zurückweisung des Begriffs.

Einige Autor*innen (D'Augelli, 1994, S. 325–326; Eliason & Schope, 2007, S. 22) nennen die Auseinandersetzung mit internalisierter Homo-/Binegativität als Bestandteil der Entwicklung einer persönlichen lesbischen/bi Identität. Dieser Aspekt taucht am ehesten in den hier

beschriebenen Positionierungsstrategien auf, tritt aber nicht deutlich als gesonderter, abgrenzbarer Prozess hervor.

5.2.2. Schutzstrategien

Lesbische/bi Frauen wenden vielfältige Strategien an, um sich insbesondere vor Abwertung und Gewalt zu schützen und sich diese erklärbar zu machen.

Sehr verbreitet ist dabei ein Verstecken des lesbisch/bi Seins, wobei sich bewusst nicht zu outen die grundlegendste Form davon ist. Weitere Formen sind, eine Beziehung mit einer Frau bewusst nicht zu zeigen (z. B. kein Händchenhalten in der Öffentlichkeit) oder nur als Freundschaft zu bezeichnen, die Themen Beziehung und Anziehung in sozialen Interaktionen und Gesprächen möglichst zu vermeiden, sich nicht zu queeren Themen zu äussern und das eigene Interesse daran nicht zu zeigen, queere Symbole (z. B. Regenbogenfahne) und lesbische/bi Stereotypen zu vermeiden, oder abzustreiten, lesbisch/bi zu sein. Im Verstecken als Schutzstrategie schwingt stets auch die Pflicht mit, sich zu outen, was bei lesbischen/bi Frauen oft Gefühle von Selbstverleugnung und Täuschung des Umfelds auslöst (s. vorangehendes Unterkapitel 5.2.1). Das Verstecken ist vielfach mit Begründungen verbunden, die auf die Heteronormativität und ihre Durchsetzungsmechanismen verweisen: Sehr verbreitet ist die Angst vor Ablehnung und Ausschluss (Kap. 5.1.2), bis hin zur Angst vor Gewalt:

«So hat man halt immer wieder Angst, dass das irgendwie rauskommt und am Schluss nachher auch die eigene Freundin verschlagen wird oder so, oder ja gemobbt wird. Also man, man fühlt sich ziemlich ja unwohl in der Klasse auch, wenn dieses Thema aufkommt. Aber am liebsten würde ich es halt auch einfach sagen: Jetzt seid doch einfach mal ruhig und so es, es sind Menschen, Menschen dürfen leben. Aber man getraut sich halt so nie sich für sich da stehen, vor allem wenn es so eine grosse Menge gegen einen ist.» (Giulia, Pos. 63–68)

In diesem Interviewzitat sind mehrere der soeben erläuterten Bestandteile der Schutzstrategie des Versteckens zu finden: Die Angst vor Gewalt und Ablehnung, das Vermeiden des Themas, das Gefühl der Selbstverleugnung. Auch einen weiteren Grund, das lesbisch/bi Sein

zu verstecken, nennt Giulia hier, nämlich die Angst davor, entdeckt zu werden respektive vor einem unfreiwilligen Coming-out (s. auch Kap. 5.1.6 *Veränderung*). Einige lesbische/bi Frauen verstecken ihr lesbisch/bi Sein zudem aus Rücksicht auf hetero cis Menschen, um bei ihnen kein Unbehagen auszulösen – obwohl es doch vielmehr die Heteronormativität ist, die lesbische/bi Frauen einschränkt, womit sich die Wirkung der Machtblindheit (Kap. 5.1.5) zeigt. Schliesslich können auch bereits bestehende Probleme und Konflikte (insbesondere in der Familie) in anderen Themenbereichen als der sexuellen/romantischen Anziehung lesbische/bi Frauen davon abhalten, sich zu outen, da sie befürchten, dies könnte zu deren Verschärfung führen. Eine weitere Form des Versteckens ist ein Doppelleben, wie beispielsweise Abmachungen der Verschwiegenheit unter denjenigen, die vom lesbisch/bi Sein wissen, oder unterschiedliche Konten auf einer Plattform der Sozialen Medien zu pflegen.

Lesbische/bi Frauen versuchen abzuschätzen, wer wie viel Offenheit respektive Ablehnung in Bezug auf ihr lesbisch/bi Sein zeigen könnte. Diese Abschätzung kann unter Rückgriff auf stereotypisierte Vorstellungen über gewisse Personengruppen erfolgen, die teilweise mit entsprechenden persönlichen Erfahrungen begründet werden. Verbreitete Kategorien sind dabei Ethnisierung/Kultur respektive Assimilationsgrad von Migrant*innen, Geschlecht, Alter, Generation, Bildungsstand und Berufsfelder. Diese stereotypisierten Einteilungen dienen lesbischen/bi Frauen auch dazu, sich tatsächlich erlebte Ablehnung zu erklären. Darüber hinaus wenden lesbische/bi Frauen bei erlebter Ablehnung weitere Strategien an, um sich davon abzugrenzen und sich vor Verletzungen, die durch die Ablehnung entstehen könnten, zu schützen. Einerseits ist eine Distanzierung von Ablehnung äussernden Menschen zu finden, indem diese als für sich nicht bedeutsam erklärt werden. Weiter ist Aushalten und Ignorieren der Ablehnung anzutreffen, oder auch eine Resignation darüber, dass Ablehnung einfach bestehe und kaum abgebaut werden könne. Schliesslich zeigen lesbische/bi Frauen bisweilen sogar Verständnis für die Ablehnung und relativieren sie, beispielsweise, indem sie dahinter keine böswillige (oder gar eine gut gemeinte) Intention vermuten, die Intensität der Ablehnung herunterspielen, fehlendes Wissen des Gegenübers als Er-

klärung anführen oder Ablehnung als (gleichwertige) Meinung akzeptieren.

Der Umgang mit erlebter oder befürchteter Ablehnung erweist sich auch in anderen Studien (Karich, 2003; Krell & Oldemeier, 2017; Les-MigraS, 2012; McLean, 2007; Weinberg et al., 1995; Zuehlke, 2004) als bedeutende Herausforderung für lesbische/bi Frauen. Die Angst vor negativen Reaktionen auf ein Coming-out ist einigen Autor*innen zufolge der zentrale Treiber, der der Anwendung von «Strategien zur Gestaltung eines Coming-outs und ... zur Vermeidung eines Coming-outs» (Karich, 2003, S. 110) zugrunde liegt (Brodersen, 2018; Eliason & Schope, 2007). Die Schutzstrategien sind also eng mit den Coming-out-Strategien (s. nachfolgendes Unterkapitel 5.2.3) verknüpft, wie dies auch eine weitere hier gefundene Strategie zur Abschätzung des Grades an Akzeptanz respektive Ablehnung – insbesondere im Hinblick auf ein von lesbischen/bi Frauen beabsichtigtes Coming-out – deutlich macht: *Sondierungen*. Damit ist gemeint, dass lesbische/bi Frauen das Gespräch auf queere Themen lenken, um die Haltung des Gegenübers dazu in Erfahrung zu bringen. Auch nicht selbst initiierte Gespräche oder Äußerungen (z. B. die Thematisierung im Schulunterricht, oder wie die Eltern über queere Menschen reden) werden von lesbischen/bi Frauen dazu genutzt, die Offenheit ihres Umfelds herauszufinden.

5.2.3. Coming-out-Strategien

Lesbische/bi Frauen wägen oft bewusst ab, bei wem sie sich wann und wie outen. Die soeben beschriebenen *Sondierungen* können dabei eine Strategie sein. Eine weitere ist, sich denjenigen Menschen anzuvertrauen, zu denen bereits eine enge Beziehung (z. B. beste*r Freund*in) und/oder eine empathische Vertrauensbasis besteht:

«Also vor dem Mami habe ich eben nicht so Probleme gehabt zum ihr das sagen, eben weil wir halt so nahe uns gekommen sind.» (Irina, Pos. 143–144)

Dieses Vertrauen kann auch durch Ähnlichkeiten entstehen, womit insbesondere andere queere Menschen gemeint sind, bei denen es lesbischen/bi Frauen einfacher fällt, sich zu outen.

Ein Coming-out kann im Verlauf eines dieser *Sondierungs-Gespräche* erfolgen, oder als anderweitig direkt formulierte Äusserung, lesbisch/bi zu sein. Zudem wenden lesbische/bi Frauen Coming-out-Strategien an, bei denen sie nicht ihre sexuelle/romantische Orientierung benennen und *labeln* (müssen): Eine verbreitete und oft als einfacher empfundene Coming-out-Strategie ist, eine Beziehung oder eine Verabredung mit einer anderen Frau oder ein Verliebtsein in eine andere Frau zu benennen oder zu leben/zeigen. Beziehungen sind damit nicht nur für die Selbstidentifikation (s. Kap. 5.3.1 *Gefühlsräume*), sondern auch für Coming-outs äusserst bedeutende Ereignisse. Coming-outs anhand einer Beziehung bieten den Vorteil, dass sie einerseits verbal formuliert werden können ('Ich habe eine Freundin.'), aber auch nicht-verbalisiert, als Handlung zum Ausdruck bringen können, lesbisch/bi zu sein:

«Ich habe mich nie bei ihnen geoutet. Es ist mehr so, keine Ahnung, ich habe halt eine Freundin und das ist irgendwie, irgendwie einfach irgendwann klar gewesen.» (Fiona, Pos. 558–559)

'Klar' wird es beispielsweise durch Händchenhalten, Küssen oder indem die Freundin zu Familienfesten mitgenommen wird.

Ausserdem gibt es subtile Formen von Coming-outs, indem lesbische/bi Frauen beispielsweise Symbole wie Regenbogenfahnen aufhängen oder bei sich tragen oder immer wieder queere Themen ins Gespräch bringen und auf diese Weise hoffen, dass das Gegenüber versteht, dass sie lesbisch/bi sind, ohne dies direkt auszusprechen. Auch Brodersen (2018, Kap. 4.3) beschreibt dies sehr anschaulich.

Die Abwägung, bei wem und in welcher Form sich lesbische/bi Frauen outen, ist oft mit einem Gefühl für den «richtigen Moment» (Corine, Pos. 313) verbunden, das insbesondere durch das Mass an Vertrauen und antizipierter Akzeptanz entsteht. Um Coming-outs positiv zu erleben, sind nicht nur die Reaktionen des Umfelds wichtig, sondern auch, dass lesbische/bi Frauen Coming-outs selbstbestimmt gestalten können (bei wem, wann, in welcher Form etc.), was auf den Aspekt der Agency (s. Kap. 5.4.2) hinweist.

Bei Coming-outs spielt zudem die zeitliche Dimension eine Rolle: Besonders dann, wenn lesbische/bi Frauen nicht sicher sind, ob ihr lesbisch/bi Sein auf Akzeptanz stossen wird, kann es eine Strategie sein, eine zeitliche Distanz zwischen dem Coming-out und der Reaktion

zu schaffen, beispielsweise durch die Wahl eines Kommunikationskanals, der keines unmittelbaren Kontakts bedarf (z. B. Brief, elektronische Nachricht), was einer Schutzstrategie spezifisch für Coming-outs entspricht. Die zeitliche Begrenzung der Coming-out-Situation (z. B. durch einen anschließenden Termin, sodass die Situation nach einer gewissen Zeit verlassen werden muss) kann eine weitere Strategie sein, die Reaktion des Gegenübers auf das Coming-out zeitlich zu kontrollieren/beschränken.

5.2.4. Selbstvergewisserungsstrategien

Selbstvergewisserungsstrategien beschreiben Handlungen und Haltungen lesbischer/bi Frauen, um ihre lesbische/bi Identität zu festigen und biografisch einzuordnen.

Selbstakzeptanz als lesbisch/bi betrifft nicht nur die aktuelle Selbstidentifikation, sondern umfasst oft eine retrospektive Selbstbeschreibung als 'schon immer lesbisch/bi gewesen'. Diese Form der Selbstvergewisserung ist darum wichtig, weil die – auch von lesbischen/bi Frauen internalisierte – Heteronormativität eine 'natürliche' und 'ursprüngliche' Heterosexualität/-romantik postuliert. Mit der retrospektiven Suche nach Anzeichen oder Äusserungen des schon immer vorhanden gewesenen lesbisch/bi Seins, oder einfach einer entsprechenden Selbstbeschreibung, kann dieses frühere hetero Fremdbild – und oft auch Selbstbild – korrigiert werden:

«Ich bin ja nicht ein anderer Mensch gewesen. Ich habe mich einfach zu etwas bekannt, wo, wo noch nicht Hände und Füße gehabt hat. Und jetzt habe ich, habe ich wie so Hände und Füße können daran mh setzen. Und jetzt hat es wie so ein wenig laufen gelernt so das Ganze.» (Daniela, Pos. 471–474)

Die Beschreibungen des schon immer lesbisch/bi gewesen Seins fanden auch andere Studien (Krell & Oldemeier, 2017; Zuehlke, 2004). Ähnlich verhält es sich mit der retrospektiven Bewertung einer früheren Identifikation als bi: Diese wird von einigen lesbischen Frauen rückblickend als Suchschritt und teilweiser Anpassungsversuch an die Heteronormativität eingestuft, nicht jedoch als tatsächlich zutreffende Selbstidentifikation, womit ihre aktuelle Selbstidentifikation als

lesbisch³⁰ biografisch konstanter erscheint, was gemeinhin als erstrebenswert gilt (und überdies heteronormativ vorgesehen ist). Die Verbindung von gegenwärtigen Handlungen mit denjenigen einer früheren 'Version' seiner selbst, um eine biografische Kohärenz auch über Veränderungen hinweg herzustellen, ist ein wichtiger Bestandteil von Identität (Blumer, 1969, S. 100–101; Keupp, 2008, S. 190–195).

Eng damit verbunden ist eine weitere Selbstvergewisserungsstrategie, die die retrospektive Normabweichung nicht nur in Bezug auf die sexuelle/romantische Orientierung und Geschlechtsidentität bezieht, sondern ein schon immer bestehendes, allgemeineres Gefühl des Andersseins beschreibt:

«Ich bin eigentlich schon immer so eine gewesen, ich bin nicht so diese Person, wo so in die Norm passt. ... Darum hat es [das lesbisch/bi Sein] auch sehr viele irgendwie nicht überrascht, weil sie im- die Kollegin hat gesagt ich bin schon immer eine Spezielle gewesen.» (Ella, Pos. 768–771)

Wenn in einem Bereich eine Normabweichung besteht, scheint es also einfacher zu sein, auch andere Normabweichungen zuzulassen, um die Normabweichung per se als Identitätsmerkmal zu verstehen und damit wieder Zugehörigkeit (zu anderen Menschen, die von der Norm abweichen) zu erlangen. Nicht selten ist dies auch mit einer Aussenseiterinnenrolle verbunden (z. B. in der Schule, fehlende Freundschaften).

Lesbische/bi Frauen müssen sich nicht nur mit lesbischen/bi Stereotypen auseinandersetzen (s. Kap. 5.2.1 *Positionierung zwischen Abgrenzung und Anpassung*), sondern setzen solche Stereotypen zur Selbstvergewisserung des lesbisch/bi Seins selbst ein. Dies kann Symbole, Verhaltens- und Sprechweisen, das äussere Erscheinungsbild sowie andere Formen umfassen. Stereotypen dienen so als Unterstreichung, Bestätigung und Verfestigung des lesbisch/bi Seins sich selbst und anderen Menschen gegenüber – und dieser Selbstvergewisserungswunsch ist teilweise stärker als die Angst vor negativen Reaktionen:

«Ich weiss noch, der Moment, wo ich meine Flagge aufgehängt habe. Ehm, ich so Angst gehabt und ich so, ich weiss noch, [kurzes Lachen] ich habe sie, wo ich sie bestellt habe, ich habe so, ich habe so Freude gehabt. Ein-

30 Oder – hier sei nochmals auf den in der vorliegenden Arbeit analytisch verwendeten Begriff *lesbisch* hingewiesen – sich mit einem anderen Begriff als nicht-hetero und in diesem Fall auch nicht bi identifizierende Frauen.

fach so wow, und endlich mal so etwas in meinem Zimmer. Und ich bin so, es ist so, so ein erstes Zeichen, wo ich auch mir selber so gegeben habe, damals. Es ist so ein wenig mein Platz und ich weiss, [kurzes Lachen] ich weiss nicht, ich bin zuhause.» (Corine, Pos. 724–729)

Auf diese Art kann auch Zugehörigkeit (Kap. 5.3.5) zu(r) lesbischen/bi/queeren Gemeinschaft(en) hergestellt werden: Einerseits in Form einer Verbundenheit durch den Einsatz derselben Symbole und durch Entsprechen derselben Stereotypen, andererseits in Form eines Erkennens anderer lesbischer/bi/queerer Menschen und eines sich für sie erkennbar Machens. Eine grosse Rolle spielen dabei auch Labels – also Bezeichnungen – wie beispielsweise lesbisch, bi, pan, queer oder sich mit keinem Label zu identifizieren, die ebenfalls der Orientierung und Zugehörigkeit dienen.

Der Einsatz von Symbolen und lesbischen/bi/queeren Stereotypen zur Herstellung von Zugehörigkeit und zur Kommunikation hat in der queeren Gemeinschaft eine lange Tradition, da die Stigmatisierung und teilweise Verfolgung queerer Menschen subtile Erkennungszeichen erfordert(e), um Sicherheit zu erlangen (Cordes, 2011; Brennan, n. d., 2011). So ist es auch nicht erstaunlich, dass Fiona zur Beschreibung dieser Handlungen den Begriff des «flagging» (Pos. 521) benutzt, der genau dafür steht.

Auch lesbische/bi Beziehungen oder Verliebtsein dienen durch die starken Gefühle (s. auch Kap. 5.3.1 *Gefühlsräume*) und dadurch, dass es sich gut/richtig anfühlt, der Selbstvergewisserung – wie auch der Begründung und Erklärung der Normabweichung gegenüber dem Umfeld.

Eine weitere wichtige Selbstvergewisserungsstrategie ist, andere queere Menschen zu akzeptieren:

«Dann habe ich, habe ich ihnen [zwei ehemaligen Partnerinnen] wie ein wenig etwas auf den Weg bringen können, dass, dass sie genau so richtig sind, wie sie sind. Und das ist für mich mega wichtig gewesen, weil für mich ist es ja auch mega wichtig, dass ma- mich so nimmt wie ich bin.» (Daniela, Pos. 583–585)

Insbesondere (aber nicht ausschliesslich – wie hier bei Daniela) vor einem (ersten) Coming-out dient dies dazu, das eigene lesbisch/bi Sein – über dasjenige anderer – zu akzeptieren, und auch später ist die

Unterstützung anderer queerer Menschen und ein Vorbild für sie zu sein stets auch eine Bekräftigung des eigenen lesbisch/bi Seins.

5.2.5. Normbefreiung und -subversion

Eine Strategie, die einen ziemlich klaren Bruch mit der Heteronormativität darstellt und das lesbische/bi Selbstbewusstsein stärkt, ist in der Kategorie des *lesbisch/bi Seins als Normbefreiung und -subversion* zu finden. Damit sind Haltungen lesbischer/bi Frauen gemeint, in denen sie die Heteronormativität kritisieren und das eigene lesbisch/bi Sein als Befreiung davon erleben. Diese Strategie weist Ähnlichkeiten mit Selbstvergewisserungsstrategien (Kap. 5.2.4) und Identitätsstolz (Kap. 5.2.6) auf, ist jedoch ausgeprägter mit einer deutlichen Ablehnung und Zurückweisung von Heteronormativität sowie einer radikalen Selbstakzeptanz verbunden, weshalb sie hier gesondert beschrieben wird.

Eine grundlegende Form davon ist, eigene Bedürfnisse und Wünsche wahrzunehmen und zu verfolgen, was banal erscheinen mag, jedoch in Bezug auf lesbische/bi Frauen eine Abweichung von der Heteronormativität und damit auch eine Normkritik und -subversion darstellt. Es ist eine basale Akzeptanz des eigenen lesbisch/bi Seins durch eine Abgrenzung von der Heteronormativität, unabhängig davon, was andere denken:

«Nein, kann ich nicht ändern, aber das muss ich auch nicht. Und es ist okay, diesen Erwartungen nicht zu entsprechen, weil eben: Die Erwartungen sind fehlerhaft und nicht die Identität, wo nicht in die Erwartungen passen.» (Anna, Pos. 708–711)

Die Umkehr der Bewertung von 'ich bin falsch' zu 'die Normen sind falsch' ist dabei das zentrale Moment. Dies kann zu einer grundlegenden Normenkritik und dem Wunsch nach Veränderung respektive Vervielfältigung der Normen führen. In diesem Prozess findet nicht nur eine Zurückweisung der Normen in Bezug auf sexuelle/romantische Anziehung oder Geschlecht(sidentität) im engeren Sinne statt, sondern ihr lesbisch/bi und/oder trans Sein dient den lesbischen/bi Frauen dazu, die Heteronormativität als Ganzes zu erkennen, also

auch die Normen der binären Geschlechterrollen und der männlichen Dominanz, wie auch deren Konstruiertheit und damit Veränderbarkeit. Insbesondere die Situation von Beatrice als lesbische *trans* Frau bietet für den subversiven Charakter des lesbisch/bi trans Seins anschauliche Beispiele, wie folgendes exemplarisch zeigt: Von Beatrice wurde (als Frau, die bei Geburt als männlich zugewiesen wurde) vor ihrem Coming-out als Frau erwartet, dass sie auf Frauen steht. Doch indem sie diese Erwartung erfüllt, subvertiert sie durch ihr trans-weiblich sein die Heteronormativität im engeren Sinne, also die normative Erwartung einer hetero Orientierung: Sie übernimmt das bei Geburt normativ (fremd)definierte Objekt der Anziehung (Frauen), nicht jedoch die dabei ebenfalls zugeschriebene Geschlechtsidentität. Damit entlarvt sie die Heteronormativität als Konstrukt und löst aufseiten der Norm ein 'so war das aber nicht gemeint' aus.

Die Kategorie der Normbefreiung und -subversion haben auch andere Autor*innen gefunden: Menschen, die einer Minderheit angehören und gesellschaftlichen Normen nicht entsprechen, setzen sich demnach stärker mit diesem Status und diesen Normen auseinander und *erarbeiten* sich stärker eine (zur Norm alternative) Identität als Menschen, die den Normen entsprechen und bei denen eher von einer übernommenen (sexuellen/romantischen/geschlechtlichen) Identität gesprochen werden kann (McIntyre, Antonucci & Haden, 2014; McLean & Syed, 2015; Watzlawick, 2014).

5.2.6. Identitätsstolz

Eng mit dem lesbisch/bi Sein als Befreiung und Subversion von Normen verbunden ist die Strategie des Identitätsstolzes. Der Begriff ist Vivienne Cass (1979) entlehnt, wird hier jedoch *nicht* vollständig mit ihr übereinstimmend verwendet. Cass beschreibt mit Identitätsstolz nämlich die Haltung der Abwertung von Hetero- und Aufwertung von Homosexualität, also eine Umkehrung der erlebten heteronormativen Abwertung und Gewalt. Dies kann homo Menschen zu grösserem Selbstwertgefühl verhelfen und geht damit einher, sich von heteronormativen Kontexten abzuschotten, indem soweit möglich nur homo Gemeinschaften aufgesucht werden. Das eigene homo Sein wird exzes-

siv gezeigt und Heterosexualität/-normativität bekämpft. Diese Aspekte sind in den hier präsentierten Kategorien der Normbefreiung/-subversion sowie des Identitätsstolzes zwar ebenfalls zu finden, jedoch als deutlich graduellere Aspekte, als Cass sie beschreibt. Darin ist zu sehen, was die in Kapitel 3.1 *Von intraindividuell orientierten Identitätsentwicklungs- zu interaktional-systemischen Identitätsprozessmodellen* dargelegte Kritik an den linearen Identitätsentwicklungsmodellen mit einem normativen Entwicklungsbegriff meint, der diesen Modellen innewohnt.

Ein Bestandteil des Identitätsstolzes, wie er sich bei den interviewten lesbischen/bi Frauen zeigt, ist, die eigene Normabweichung positiv zu bewerten und zu einem Teil und Charakteristikum der eigenen Identität zu machen. Etwas grundlegender kann Identitätsstolz auch als Selbstakzeptanz beschrieben werden, also der Haltung sich selbst gegenüber, dass das eigene lesbisch/bi Sein ein positiver Persönlichkeitsanteil ist, den es nicht abzuwehren gilt:

«Ich bin dann einfach ähm selbstbewusster geworden mit diesem Thema. Es ist nicht mehr gewesen nein es darf niemand wissen, sondern ich habe es offen gesagt, wenn mich jemand da- gefragt hat. ... Es ist für mich voll natürlich nachher geworden.» (Irina, Pos. 553–557)

Dies kann sich beispielsweise darin äussern, dass lesbische/bi Frauen einen Druck verspüren, sich zu outen, offen und gerne über queere Themen oder ihre lesbische/bi Beziehung sprechen, sich stark mit queeren Themen beschäftigen und sich darüber informieren, oder dass das lesbisch/bi Sein einen grossen Stellenwert in ihrer Persönlichkeit einnimmt. Ausserdem zeigt sich Identitätsstolz im Wunsch, von anderen Menschen als lesbisch/bi gesehen und wahrgenommen zu werden, sowie entsprechenden Handlungen, beispielsweise einer offen gezeigten lesbischen/bi Beziehung. Die oben (Kap. 5.1.6 *Veränderung*) beschriebene, als unangebracht erlebte Fremdzuschreibung des lesbisch/bi Seins wird hier positiv erlebt, da die lesbischen/bi Frauen diese Situationen nun selbstbestimmt so gestalten, dass sie sich eine Reaktion des Umfelds geradezu erhoffen:

«Wir [Anna und ihre Freundin] gehen in die gleiche Schule. Dann hat man sich halt über Mittag, wenn wir beide Mittag gehabt haben, ist halt mal die eine zur anderen an den Tisch rüber oder so, zum Hoi sagen und so. Und ehm, dann habe ich halt bei der einen Kollegin habe ich mal so

gefragt so: Was hast du eigentlich das Gefühl, was sie und ich sind? Sie schaut mich nur so an so, ja zusammen vermutlich.» (Anna, Pos. 193–198)

Anna lebt ihre lesbische Beziehung an der Schule also offen und vergewissert sich, dass ihre Kollegin diese lesbische Beziehung auch als solche wahrnimmt und anerkennt. Dasselbe gilt für von lesbischen/bi Frauen bewusst initiierte Coming-outs, bei denen sie sich vom Gegenüber oft mehr als eine bloße zur Kenntnisnahme wünschen, sondern ein authentisches Interesse für ihre Befindlichkeit sowie ein Gesprächsangebot.

Ein weiterer Aspekt des Identitätsstolzes ist die Forderung nach Akzeptanz, mit der lesbische/bi Frauen ausdrücken, dass sie von ihrem Umfeld *verlangen*, als lesbisch/bi angenommen und akzeptiert zu werden. Sie nehmen damit auch eine Zuweisung von Verantwortung für Akzeptanz an die machtvollere Position des hetero cis Umfelds vor und damit eine Umkehr der in Kapitel 5.1.5 geschilderten Machtungleichheit und der in Kapitel 5.1.6 geschilderten Veränderung. Dies geschieht oft mit Verweisen auf universelle Werte wie Menschlichkeit/Menschenrechte und Gleichheit/Gleichwertigkeit. Diesbezügliche Unterschiede unter lesbischen/bi Frauen zeigen sich insbesondere darin, ob sie vom Umfeld erwarten, das lesbisch/bi Sein als gleich und normal oder als anders, aber gleichwertig zu behandeln, sowie darin, wie viel Zeit sie dem Umfeld zugestehen, eine akzeptierende Haltung zu entwickeln.

Identitätsstolz beinhaltet weiter, dass lesbische/bi Frauen sich gegen queerfeindliche Äusserungen oder Handlungen – seien sie gegen sie persönlich gerichtet oder nicht – zur Wehr setzen. Das mit dem Verstecken (Kap. 5.2.2 *Schutzstrategien*) teilweise einhergehende Gefühl des Selbstverrats erhält damit ein Gegenstück, indem sich lesbische/bi Frauen für sich und ihr lesbisch/bi Sein einsetzen. Ob sie dabei geoutet sind oder nicht, spielt für das eigene Erleben keine Rolle.

Eine Form des Identitätsstolzes ist ausserdem, lesbisch/bi Sein als politisch zu begreifen und sich politisch für queere Menschen – und damit auch für sich selbst – einzusetzen:

«Am Schluss ist alles, wo ich politisch mache, kommt am Schluss auf mich zurück. So meine politischen Entscheidungen in dem Sinne beeinflussen nachher mein Leben noch sehr viel mehr als von heterosexuellen

Menschen. Also zum Beispiel jetzt gerade bei der Abstimmung zu der Ehe für alle oder beim eh Rassismusgesetz, beim Ja zum Schutz vor Hass [gesetzliches Verbot des Aufrufs zu Hass und Diskriminierung].» (Fiona, Pos. 423–427)

Politisches Engagement rührt insbesondere aus der Erkenntnis, dass queere Menschen Diskriminierung – und mehr Diskriminierung als Menschen, die der Heteronormativität entsprechen – erleben, die (auch) mit politischem Einsatz bekämpft werden kann. Dieses politische und soziale (s. Kap. 5.3.5 *Queere Zugehörigkeit*) Verständnis von lesbisch/bi Sein ist partiell anschlussfähig an dasjenige grosser Teile des (lesbischen) Feminismus vor rund 50 Jahren, der lesbisch Sein als politische Kategorie/Identität und höchstens am Rande als sexuelle/romantische Orientierung begriffen hatte (Brown, 1995; Faderman, 1985; Kokits & Thuswald, 2015; Lewis, 1984; Rich, 1980; s. Kap. 3.2 *Spezifika lesbischer Identitätsprozesse*), auch wenn diese Haltung heute in dieser Radikalität kaum mehr vorzufinden ist.

Die in diesem Kapitel beschriebenen Strategien wenden lesbische/bi Frauen an, um sich (teilweise) von der Heteronormativität zu lösen und ein Selbstbewusstsein bezüglich ihres lesbisch/bi Seins zu entwickeln und zu stärken – ein Selbstbewusstsein, das nun im folgenden Kapitel näher erläutert wird.

5.3. Lesbisches/bi Selbstbewusstsein

Der Modellteil des lesbischen/bi Selbstbewusstseins beinhaltet Faktoren und Bedingungen, die lesbische/bi Frauen unterstützen, ihr lesbisch/bi Sein zu akzeptieren und zu leben. Er unterscheidet sich damit grundlegend vom Modellteil der Heteronormativität, was die begriffliche Gegenüberstellung (s. *Abbildung 1. Identitätsprozessmodell junge lesbische/bi Frauen*) verdeutlichen soll: Auf die *Unsichtbarkeit* des lesbisch/bi Seins folgt *queere Sichtbarkeit*; die *Abwertung und Gewalt*, die lesbisch/bi Sein erfährt, wird durch ein Erleben von *Gleichwertigkeit* kontrastiert; die *heteronormativen Erwartungen*, denen lesbische/bi Frauen nicht entsprechen, werden mit einem Gefühl der *Zugehörigkeit* zu einer lesbischen/bi/queeren Gemeinschaft ergänzt. Ausserdem sind Räume wichtig, in denen lesbisch/bi Sein ermöglicht sowie fühl- und

erlebbar wird. Der Raumbegriff wird hierbei in Anlehnung an Max Weber (1904, 1921) verwendet und beschreibt *soziale* Räume, das heisst durch Handlungen erzeugte Bedeutungszusammenhänge.

Das lesbische/bi Selbstbewusstsein ist zwar ein Gegenpol zur Heteronormativität, doch die beiden Modellteile stellen keine Paralleluniversen dar, wie auch die Strategien kein Raumschiff sind, um vom einen ins andere Universum zu gelangen. Vielmehr stehen sämtliche Modellteile miteinander in Verbindung und beeinflussen sich gegenseitig.

5.3.1. Gefühlsräume

Gefühlsräume umfassen Erfahrungen, die stark mit Gefühlen (respektive mit starken Gefühlen) verbunden sind und auf diese Weise das lesbisch/bi Sein prägen.

Lesbische/bi Frauen berichten oft davon, dass sie ihr lesbisch/bi Sein durch ein Verlieben in eine andere Frau erkannt und so starke Gefühle noch nie empfunden haben. Oft folgt diesen Beschreibungen unmittelbar ein Vergleich mit ihrer weniger starken oder nicht vorhandenen Anziehung zu Männern – was damit zugleich eine Positionierungsstrategie im Sinne einer Abgrenzung von der Heteronormativität ist (s. Kap. 5.2.1 *Positionierung zwischen Abgrenzung und Anpassung*):

«Eigentlich habe ich schon viel mehr crushes gehabt so bei Mädchen. Und der aktuelle crush dort, das ist auch, also so stark habe ich vorher, vorher noch nie irgendwie für jemanden gefühlt gehabt und erst recht nicht für einen Buben.» (Anna, Pos. 95–98)

Diese Gefühle, die sich für lesbische/bi Frauen gut und natürlich anfühlen, sind Momente des Erkennens ihres lesbisch/bi Seins und eine Bestätigung, dass sie richtig sind:

«Ich bin einfach über- üb- überwältigt gewesen von diesem Gefühl einfach gerade und so von, von ihr halt einfach. ... Ich bin einfach, in diesem Moment bin ich einfach, einfach so ein wenig in Schock gewesen sozusagen. Aber ich habe es gerade im Moment einfach gewusst. Und ich habe mich nicht wieder hinterfragt oder so, sondern es ist wie klar gewesen. Es hat mir wie die Augen geöffnet sozusagen.» (Ella, Pos. 239–245)

In diesem Kontext ist auch das Zitat zu verorten, das zu Beginn dieser Arbeit zu finden ist:

«Ich habe mir dann nicht mehr so schöne, eh romantische Momente mit einem Typen vorgestellt. Dann habe ich mir eigentlich immer alles mit ihr [ihre erste Freundin] vorgestellt und ich habe mir vorgestellt wie schön es wäre, einfach jetzt mit einer Frau kuscheln oder was heisst das, wenn ich mal eine Frau küsse oder so Sachen und ja. Und dann ist plötzlich meine ganze Welt farbig geworden [Lachen].» (Corine, Pos. 816–820)

Auch sexuelle Erfahrungen mit einer Frau können solch ein Ausgangspunkt für das Erkennen des eigenen lesbisch/bi Seins oder eine Bestätigung für dieses sein. Darüber hinaus sind lesbische/bi romantische Beziehungen zentrale Gefühlsräume und tragen zu einer Festigung der lesbischen/bi Identität bei:

«Und dann später an äh habe ich einfach, wo ich single gewesen bin, viele Beziehungen hier und da geführt, mal mit Frauen, mal Männer, so ein wenig abrech- abwechslungsreich. Und dann habe ich wie so auch gewusst gehabt okay ja, ich bin bi, ich habe beide Geschlechter gerne.» (Hanna, Pos. 47–49)

Um diese Gefühlsräume zu ordnen, differenzieren lesbische/bi Frauen die verschiedenen Formen von Anziehung respektive die verschiedenen Aspekte des lesbisch/bi Seins wie folgt:

- ästhetische Anziehung/Attraktivität: einen Menschen schön finden
- persönliche/charakterliche Anziehung: einen Menschen interessant finden
- sexuelle Anziehung, Sexualität leben: mit einem Menschen körperliche Intimität leben (wollen)
- emotionale/romantische Anziehung, Beziehung/Liebe leben: mit einem Menschen emotionale Intimität leben (wollen)

Diese Differenzierung ist insbesondere dann wichtig, wenn lesbische/bi Frauen nicht alle Anziehungsformen (oder nicht alle für dieselbe Gruppe von Menschen) empfinden:

«Ich bin unlabelled. Ich habe nicht wirklich, ich möchte nicht nur lesbisch sein, weil ich Männer doch attraktiv finde, aber ich könnte nie mit einem Mann etwas anfangen, weil es einfach mir nicht gefällt.» (Irina, Pos. 481–483)

Irina möchte sich also nicht als lesbisch bezeichnen, da sie ästhetisch auch Männer anziehend findet. Die Anziehungsdifferenzierung ist deshalb nötig, weil die Norm Vollständigkeit (alle Anziehungsformen müssen empfunden werden), Übereinstimmung (alle Anziehungsformen müssen sich auf dieselbe Gruppe Menschen beziehen) und Gleichzeitigkeit (alle Anziehungsformen müssen immer zusammen empfunden werden) der Anziehungsformen vorgibt:

«Ich bin jetzt im Moment eigentlich single, aber eh trotzdem bin ich immer noch glücklich so, wie es ist. Also ja, ich stehe immer noch zu meiner Sexualität.» (Giulia, Pos. 20–22)

Giulia verweist hier auf die Vollständigkeits- und Gleichzeitigkeitsnorm, die sie nicht erfüllt, da sie zurzeit keine emotionale Liebesbeziehung hat und dies auch nicht vermisst, weshalb sie das Bedürfnis hat, klarzustellen, dass sie sich dennoch weiterhin als pan identifiziert und zu Frauen hingezogen fühlt. Gerade im Prozess des Entdeckens des eigenen lesbisch/bi Seins, wenn lesbische/bi Frauen noch im Prozess des Herausfindens sind, auf welche Art sie sich von wem angezogen fühlen, kann diese Anziehungsdifferenzierung Orientierung bieten. Die Sichtweise und Erkenntnis, dass es beispielsweise nicht eine bestimmte sexuelle Erfahrung braucht, um sich als lesbisch/bi zu bezeichnen/bezeichnen zu dürfen, wirkt dabei für lesbische/bi Frauen erleichternd.

Die Funktion der Kategorie der Gefühlsräume ist in anderen Studien wiederzufinden, beispielsweise als Prozess der Entwicklung eines lesbischen/bi Intimitätsstatus (D’Augelli, 1994, S. 327) oder in der Bedeutung von romantischen oder sexuellen Beziehungen für die Stärkung der lesbischen/bi Identität (Krell & Oldemeier, 2017, S. 130).

5.3.2. Ermöglichungsräume

Die Kategorie der Ermöglichungsräume beschreibt soziale Kontexte, in denen lesbisch/bi Sein für die Interviewpartnerinnen denk- und lebbar wird. Ermöglichungsräume sind oft mit Ortswechseln und/oder Veränderungen im sozialen Umfeld verbunden. Diese Übergänge/Veränderungen sind teilweise biografisch vorgegeben respektive vorgesehen, wie beispielsweise der Übertritt in die Sekundarstufe II:

«Und dann halt ins Gymi gekommen. Einfach so wow, so viel Diversität in einer Schule schon mal. Und dann recht schnell, irgendwie so im ersten Semester, habe ich einen ganz heftigen crush auf ein Mädchen aus meiner Klasse entwickelt.» (Anna, Pos. 55–58)

Weitere Veränderungen, die lesbischen/bi Frauen die Möglichkeit bieten, ihr lesbisch/bi Sein zu entdecken und/oder zu leben sind Ferien, Auszeiten, Umzüge oder Eintritte in neue soziale Gruppen.

Ermöglichungsräume können aber auch von lesbischen/bi Frauen aktiv initiiert werden, wie beispielsweise ein Auszug aus dem Elternhaus wegen häuslicher Gewalt oder Konflikten – woran erkennbar wird, dass ‘aktiv initiieren’ dabei nicht eine absolut freie Wahl meint (s. auch Kap. 5.4.2 *Agency*). Bei Ermöglichungsräumen geht es lediglich um die ermöglichenden Funktionen von Veränderungen, auch wenn diese nicht immer freiwillig geschehen. Ob überdies die Initiierung der Veränderung/des Übergangs mit dem lesbisch/bi Sein in direktem/ursächlichem Zusammenhang steht oder nicht, ist zweitrangig – es sind die sich eröffnenden Möglichkeiten und neuen Perspektiven, die Veränderungen/Übergänge für das Entdecken/Leben des lesbisch/bi Seins bedeutsam machen. Sie sind dann und darum Ermöglichungsräume für das Entdecken und Leben des lesbisch/bi Seins, wenn und weil sie mehr queere Sichtbarkeit (Kap. 5.3.3) beinhalten, Raum für Selbstreflexion und das Zulassen lesbischer/bi Gefühle bieten und lesbischen/bi Frauen die Chance eröffnen, sich in diesem neuen sozialen Kontext anders, als lesbisch/bi oder – wie im folgenden Beispiel – als trans Frau, zu präsentieren und dabei alte Selbst- und Fremdbilder hinter sich zu lassen:

«Dann bin ich ehm mit zwei Kolleginnen ins Tessin ein Wochenende, in unser Ferienhaus, und ehm habe ihnen wie, habe mich bei ihnen geoutet vorher auf Instagram und habe wie gesagt: Tut einfach immer richtige Pronomen und Namen brauchen und so.» (Beatrice, Pos. 175–178)

Solche Handlungen und Haltungen können bisweilen mit ‘das alte Leben hinter sich lassen’ zusammengefasst werden. Es sind Brüche zum Leben vor einem Coming-out und Aussortierungen von Freundschaften und Beziehungen. Dies wird von lesbischen/bi Frauen vielfach bewusst und aktiv initiiert und als «Befreiungsschlag» (Daniela, Pos. 262) erlebt:

«Dazumal habe ich meinem Götti einen Brief geschrieben. Also so quasi meinen Kontaktabbruch zu ihm habe ich dann irgendwie so ehm, so einen handgeschriebenen Brief habe ich ihm geschrieben, dass ich ehm, dass ich eigentlich nicht mehr mit ihm etwas zu tun haben möchte in meinem Leben. Öh jetzt sollen mich Leute unterstützen, wo mich genauso nehmen, wie ich bin, nicht über mich verurteilen.» (Daniela, Pos. 269–273)

«Und dann habe ich gesagt: Weisst du was, jetzt ist einfach fertig. Und habe sie [die Eltern und den Bruder] dann wirklich komplett überall blockiert, gelöscht, getan und gemacht. Ähm und seit dort habe ich eigentlich keinen Kontakt mehr zu den Eltern.» (Hanna, Pos. 293–296)

Die Schilderung von Hanna, für die dieser Kontaktabbruch zwar auch ein Befreiungsschlag war, aber eben nicht nur, zeigt, dass damit auch Verlustgefühle und Traurigkeit einhergehen können, da diese Brüche oft wegen erlebter oder befürchteter Ablehnung zum Selbstschutz vollzogen werden. Andere Studien beschreiben diese Brüche als Verlassen eines feindlich gesinnten sozialen Umfelds (Asakura & Craig, 2014, S. 257–259) und als Wendepunkt und Neustart, um sich selbst sein zu können (Watzlawick, 2014, Kap. 3) – auch und insbesondere in Bezug auf das Elternhaus und das Aufwachsen im Dorf (Krell & Oldemeier, 2017; Woltersdorff, 2005, S. 247–250) und als oft verbunden mit neuen Freundschaften, z. B. in queeren Gemeinschaften (Frohn, 2005).

Weitere Faktoren und Handlungen, die als Ermöglichungsräume dienen, sind, etwas einfach mal auszuprobieren sowie Zuversicht und eine positive Perspektive zu haben, um das lesbisch/bi Sein oder, wie in diesem Beispiel, das trans Sein zu leben:

«Ich glaube, es hat mega fest das [sich ein Kleid zu nähen] gebraucht, um zu merken: Aha, das ist eigentlich viel schöner. Und erst durch das habe ich wie so die Kraft gefunden, ehm weil ich wie gewusst habe, wenn ich diesen Schritt [ein Coming-out als Frau] mache, komme ich wo hin, wo es schöner ist.» (Beatrice, Pos. 162–167)

Eliason und Schope (2007, S. 20) beschreiben dies als *Erkundung* der (möglichen) queeren Identität durch Ausprobieren verschiedener Tätigkeiten/Verhalten/Aussehen.

Auf dieselbe Art – als ermöglichend – wirken bestärkende Erlebnisse (z. B. positive Reaktionen auf ein Coming-out, s. auch Kap. 5.3.4 *Gleichwertigkeit*) oder wenn lesbische/bi Frauen eine positive, optimistische Grundhaltung bezüglich Veränderungen haben. Eine solche

optimistische Grundhaltung entwickelt sich insbesondere durch das Erleben von Agency (Kap. 5.4.2) sowie unter privilegierten Bedingungen, auf die auch Folgendes verweist: In gewissen sozialen Kontexten erleben lesbische/bi Frauen eine generell offene, gesellschaftsliberale Haltung, durch die sie sich auch in ihrem lesbisch/bi Sein eher akzeptiert fühlen respektive hoffen – selbst dann, wenn sie nicht geoutet sind und eine queerfreundliche Haltung nicht explizit geäußert wurde.

«Einfach diese Sicherheit, zu wissen, dass immer alles irgendwo durch gut wird, hat mir mega geholfen, auch mich in meiner Familie sicher zu fühlen. Und das hilft mir auch bei meinem Outing, wenn ich weiss, dass Leute mir vertrauen, wie ich bin und mich so nehmen, wie ich bin.» (Fiona, Pos. 89–91)

Fiona verweist hier auf ein grundsätzliches Vertrauensverhältnis zu ihrer Familie und ihrem Umfeld, das sie als «behütete liberale bubble» (Fiona, Pos. 13) beschreibt und das ihr die Zuversicht gibt, auch in ihrem lesbisch/bi Sein akzeptiert zu werden. Vertrauen wurde bereits bei den Coming-out-Strategien (Kap. 5.2.3) als unterstützend gefunden. Diese Werthaltungen der Offenheit gehen in den Erfahrungen der lesbischen/bi Frauen oft mit dem sozioökonomischen Status eines «stabilen Mittelstandes» (Fiona, Pos. 98) einher.

Schliesslich ist auch die (zunehmende) rechtliche Gleichstellung queerer Menschen für lesbische/bi Frauen ein Ermöglichungsraum, indem gewisse Lebensentwürfe damit überhaupt erst denkbar werden, wie zum Beispiel als Frauenpaar zu heiraten und Kinder zu haben. Zuehlke (2004, Kap. VI.6) beschreibt die rechtliche Gleichstellung, nebst einer positiven öffentlichen Meinung, als Faktor, um sich im öffentlichen Raum nicht zu verstecken.

5.3.3. Queere Sichtbarkeit

Von elementarer Bedeutung beim Entdecken des eigenen lesbisch/bi Seins ist queere Sichtbarkeit. Sich selbst, die eigenen Gedanken und Gefühle repräsentiert zu sehen und Worte dafür zu haben, trägt entscheidend zur lesbischen/bi Selbstfindung bei. Dies steht in Einklang mit anderen Studien (Berchtold, 2012; Krell & Oldemeier, 2017; LesMigraS, 2012; Marques, 2020; Zuehlke, 2004). Zu queerer Sichtbarkeit

gehören Informationen zu geschlechtlicher, romantischer und sexueller Vielfalt, zum Beispiel im Schulunterricht:

«Ich habe halt die Schule gehabt, wo dir erklärt gehabt hat, ja eben es gibt Mann und Frau, aber es kann sein, dass du dich ähm angezogen fühlst zum gleichen Geschlecht, zum anderen Geschlecht, zu sonst etwas, was auch immer es alles gibt. Und ähm dort habe ich einfach so ein bisschen gelernt gehabt, okay also es ist nicht abnormal, wenn ich das gleiche Geschlecht gerne habe.» (Hanna, Pos. 409–413)

Ausserdem tragen Filme mit queeren Charakteren, Veranstaltungen wie Prides, eine geschlechterinklusive Sprache sowie gewisse subkulturelle Kontexte, in denen queere Charaktere eine vergleichsweise grosse Sichtbarkeit haben (z. B. Fanfictions, Anime, Roleplay) zu queerer Sichtbarkeit bei.

Andere queere Menschen und insbesondere lesbische/bi Frauen zu kennen oder von ihnen zu wissen, kann lesbischen/bi Frauen als Ausgangspunkt dienen, um ihr eigenes lesbisch/bi Sein zu erkennen respektive zu entdecken:

«Dann hat es eh in einer Parallelklasse eine gegeben, wo, wo mit einer Frau zusammen gewesen ist. Und dann habe ich mal eh irgendwie durch sie ein bisschen mehr angefangen überlegen.» (Beatrice, Pos. 43–45)

«Ich habe mich erst angefangen dafür interessieren, wo ich dann auch Leute gekannt habe, oder auch dann auch ach wenden an mich selber, wo es dann in diese Richtung gegangen ist. Wie vorher habe ich mich auch gar nicht mit Thema wirklich auseinandergesetzt.» (Ella, Pos. 547–550)

Eine grosse Nähe der Beziehung zu den betreffenden lesbischen/bi/queeren Menschen (z. B. Familienangehörige, Freund*innen, Mitschüler*innen) kann dabei verstärkend wirken und diesen die Rolle eines Vorbilds verleihen. Eine ähnliche Funktion, jedoch ohne die persönliche Bekanntheit, nehmen queere Idole ein. Damit sind beispielsweise Personen auf Sozialen Medien oder in Filmen gemeint, durch die lesbische/bi Frauen queere Lebensweisen kennenlernen, Vorbilder erhalten, oder von denen sie sich angezogen fühlen.

5.3.4. Gleichwertigkeit

Wenn lesbische/bi Frauen erleben, dass ihr lesbisch/bi Sein vom Umfeld als gleichwertige sexuelle/romantische Orientierung wie hetero Sein angenommen wird, sie sich selbst sein können und sich nicht erklären müssen, trägt dies ebenfalls zu lesbischem/bi Selbstbewusstsein und zu einer Stärkung der Selbstakzeptanz bei. Das Erleben von Gleichwertigkeit kann sich beispielsweise darin zeigen, dass das Gegenüber mit Freude auf ein Coming-out reagiert:

«Dann habe ich mich so quasi auch vor der ganzen Klasse geoutet. Und das habe ich ehm, habe ich als mega schön empfunden, weil alle haben, sie haben sich mega gefreut für mich.» (Daniela, Pos. 509–511)

«Dann habe ich es beiden [Elternteilen] gesagt und lustigerweise, mein Papi ist so happy darüber gewesen, er hat mich high gefived, ja wirklich, er hat mega freu- er hat mega freudig reagiert.» (Irina, Pos. 119–121)

Auch ein von lesbischen/bi Frauen oft als 'normal' beschriebener Umgang des Umfelds mit ihrem lesbisch/bi Sein wird von ihnen positiv erlebt. Mit 'Normalität' ist insbesondere gemeint, dass das Gegenüber auf ihre lesbische/bi Beziehung gleich reagiert wie auf eine hetero Beziehung, beispielsweise durch Nachfragen oder anderes Interesse zeigen:

«Bin überhaupt nicht darauf gefasst gewesen, dass das [dass Anna eine Freundin hat] für sie [eine Kollegin] einfach so gar kein Thema ist. Sie hat einfach nur so das normale Zeugs wissen wollen: Wie heisst sie? Mh, wie ist sie? Macht ihr ausserhalb der Schule Sachen?» (Anna, Pos. 76–78)

Bisweilen reicht dieses 'Normalitätserleben' jedoch nicht aus, da lesbisch/bi Sein, im Vergleich zu hetero Sein, mit zusätzlichen Herausforderungen verbunden ist (s. Kap. 5.1 *Heteronormativität*). Daher wünschen sich lesbische/bi Frauen Gesprächspartner*innen, um vertiefter über ihre Gefühle und Gedanken reden zu können, wie auch Krell und Oldemeier (2017) schreiben. Entsprechende konkrete Angebote aus dem Umfeld der lesbischen/bi Frauen, beispielsweise für ein Gespräch oder Unterstützung für den Fall von erlebtem queerfeindlichem Verhalten, werden folglich als hilfreich erlebt. In diesem Zusammenhang ist nicht nur das private Umfeld, sondern gerade auch das Umfeld von Fachpersonen, mit denen lesbische/bi Frauen zu tun haben, von

grosser Bedeutung, wie folgende Beispiele aus den Interviews zeigen: Eine vertrauensvolle Beziehung zu einer Schulsozialarbeiterin oder Therapeutin; eine Lehrerin, die queere Themen in den Unterricht einbringt; eine Betreuungsperson, die bei queerfeindlichem Verhalten interveniert; eine Jugendarbeiterin, die einen Treff für queere Jugendliche eröffnet; ein Vorgesetzter, der beim Umzug des lesbischen Paares hilft. Lesbische/bi Frauen organisieren sich professionelle Hilfe mitunter auch selbst, indem sie psychologische Therapeut*innen oder queere Beratungsangebote kontaktieren. Bei Letzteren erleben sie es als besonders wertvoll, dass eine queerfreundliche Haltung ziemlich sicher ist und die Beratungsperson ähnliche Erlebnisse wie die ratsuchende lesbische/bi Frau, oder zumindest vertiefte Kenntnisse zur Thematik, hat.

Das Erleben von Zugehörigkeit, Akzeptanz und Unterstützung, sei es durch Freundschaften, Familienangehörige, professionelle Unterstützung oder auf andere Weise, wird in verschiedenen Studien bestätigt (Berchtold, 2012; D'Augelli, 1994; Krell & Oldemeier, 2017; Marques, 2020; Zuehlke, 2004) und ist von herausragender Bedeutung, um das eigene lesbisch/bi Sein positiv zu erleben, sich nicht einsam zu fühlen, mit Diskriminierungserfahrungen umzugehen und das aus diesen resultierende beeinträchtigte Wohlbefinden zu verbessern (Asakura & Craig, 2014; Meyer, 2003; Mustanski, Newcomb & Garofalo, 2011). Besonders die Akzeptanz der Familie ist allen Interviewpartnerinnen sehr wichtig, aber für alle auch eine Herausforderung – wie sich in anderen Studien ebenfalls zeigt (Berchtold, 2012; Frohn, 2005; Krell & Oldemeier, 2017; LesMigraS, 2012; Marques, 2020; Zuehlke, 2004). D'Augelli (1994, S. 326–327) beschreibt den Umgang mit dem eigenen homo/bi/trans Sein in der Familie sogar als einen von sechs zentralen Identitätsentwicklungsprozessen.

5.3.5. Queere Zugehörigkeit

Durch Abweichung und Abgrenzung von der Heteronormativität be- und entstehen für lesbische/bi Frauen Gefühle von Einsamkeit und fehlender Zugehörigkeit. Diese können durch das Erleben von Zuge-

hörigkeit in queeren Gemeinschaften³¹ vermindert werden, die somit einen weiteren, bedeutsamen Bestandteil lesbischen/bi Selbstbewusstseins darstellen:

«Es ist so toll, also wirklich. Plötzlich merkst du so hey fuck, wir sind mega viele, [kurzes Lachen] ich habe es gar nicht realisiert, [kurzes Lachen] so viele, what.» (Ella, Pos. 406–408)

Auch viele andere Studien schreiben der Zugehörigkeit zu einer Gruppe von gleichgesinnten Menschen in queeren Identitätsprozessen eine wichtige Rolle zu (Berchtold, 2012; D'Augelli, 1994; Eliason & Schope, 2007; Krell & Oldemeier, 2017; LesMigraS, 2012; Marques, 2020; McLean et al., 2018; Meyer, 2003; Zuehlke, 2004). Die zuvor beschriebenen Kategorien *queere Sichtbarkeit* (Kap. 5.3.3) und *Gleichwertigkeit* (Kap. 5.3.4) können ebenfalls zum Zugehörigkeitserleben beitragen.

Zu queerer Zugehörigkeit gehören massgeblich aktiv gesuchte und gepflegte Freundschaften mit anderen queeren Menschen. Die bereits erwähnten lesbischen/bi/queeren Stereotypen und Symbole (s. Kap. 5.2.4 *Selbstvergewisserungsstrategien*) können dabei helfen, andere queere Menschen zu erkennen und intensivieren das Gefühl der Verbundenheit. Solche Freundeskreise können sich mitunter, ähnlich einem 'Schneeballeffekt', schnell vergrössern:

«Wo ich meine Freundin kennengelernt habe, da habe ich noch mehr Leute kennengelernt, wo so, so gewesen sind wie sie. Ähm mega viele so Leute, und sie hat nur so Leute. Sie hat auch einen schwulen besten Kollegen, wir kennen uns alle mega gut und es sind praktisch alle so. Dann ja, ist es noch einfacher.» (Hanna, Pos. 523–526)

Diese Freundeskreise und Gemeinschaften sind geprägt durch eine besondere Nähe und Tiefe aufgrund geteilter Erfahrungen sowie dadurch, dass Themen, die vielfach nirgends sonst besprochen werden können, dort einen Resonanzraum haben, was sie oft zu besonders vertrauten Räumen und zu *safer spaces* macht:

«Jetzt habe ich auch so zwei, drei Leute sicher, wo ich weiss: Mit dem, dieser Person kann ich viel offener umgehen. Oder ich weiss, sie verstehen mich. Weil dieses Verständnis kann ich nicht immer erleben. Ich

31 Zugehörigkeit bezieht sich in diesem Unterkapitel nur auf Zugehörigkeit zu *queeren Gemeinschaften*. Zur grundsätzlichen Bedeutung von Zugehörigkeit siehe Kap. 5.4.1 *Zugehörigkeit als basales menschliches Bedürfnis*.

meine ich kann nicht mit, über g- mit Leuten über gewisse Sachen reden.» (Corine, Pos. 606–609)

Safer spaces (s. Kap. 6.3.4 für die weitere Diskussion) sind Räume, in denen Menschen, die heteronormative Gewalt und Unterdrückung erleben, Sicherheit vor dieser erleben können (sollen). Insbesondere das Charakteristikum der geteilten Erfahrung und damit der Gemeinsamkeiten ist eines, das der Beschreibung von *safer spaces* inhärent ist (Kokits & Thuswald, 2015, S. 84). Die interviewten lesbischen/bi Frauen beschreiben queere Gemeinschaften generell als Orte, an denen sie sich, im Vergleich zu vielen anderen Kontexten, besonders wohl und sicher fühlen.

Um andere queere Menschen kennenzulernen, – auch als sexuelle/romantische Partner*innen – spielen nicht nur bestehende queere Freundschaften eine Rolle, sondern insbesondere auch queere Gruppen oder Anlässe, die lesbische/bi Frauen gezielt auf- und besuchen. Dies können physische Treffpunkte (z. B. queere Jugendtreffs) oder Anlässe (z. B. Prides, Partys) sowie onlinebasierte Angebote/Gruppen (z. B. Gruppenchats, Dating-Apps, Onlineforen) sein:

«Wo ich an der Pride gewesen bin, habe ich das erste Mal so richtig ein anderes Erlebnis gehabt. Diese ganze Community, und ich habe so viele Leute getroffen und gesehen und ich habe mich voll wohl gefühlt und ich bin so glücklich gewesen. Ich so wow, wo bin ich. ... Wirklich der schönste Tag, wo ich gehabt habe. Und dann bin ich einfach so voll glücklich gewesen.» (Corine, Pos. 135–140)

In dieser Schilderung wird die Bedeutung des Anlasses (Pride Parade) für das lesbische/bi Selbstbewusstsein, das positive Erleben des eigenen lesbisch/bi Seins wie auch das Gefühl der Zugehörigkeit besonders deutlich.

Einige lesbische/bi Frauen setzen sich selbst in queeren Gruppen ein, beispielsweise indem sie beim Betrieb eines queeren Jugendtreffs mit-helfen, was die Verbundenheit und Zugehörigkeit weiter stärkt. Ebenfalls mit einer starken Verbundenheit mit der queeren Community in Zusammenhang steht ein politisches Verständnis des lesbisch/bi Seins (s. auch Kap. 5.2.6 *Identitätsstolz*):

«Ich bin stolz auf so das Positive, wo die Community leistet oder geleistet hat. Und ich bin stolz, dass halt auch von früher, auch heute noch, aber

vor allem früher, die Leute gegeben hat, wo halt einfach diesen Widerstand geleistet haben.» (Anna, Pos. 765–768)

Hier kommen ausserdem ein historisches Verständnis queer-politischen Engagements sowie eine historische Verbundenheit zur queeren Gemeinschaft zum Ausdruck. Den Aspekt des politischen und sozialen Engagements für das lesbische/bi Selbstbewusstsein heben auch andere Autor*innen hervor (D’Augelli, 1994; Eliason & Schope, 2007; Krell & Oldemeier, 2017). Lesbisch/bi Sein als (auch) politische und soziale Kategorie zu begreifen kann dazu beitragen, Handlungskompetenz und das, was in der vorliegenden Arbeit als Agency (Kap. 5.4.2) beschrieben wird, zu entwickeln (LesMigraS, 2012; Meyer, 2003).

Andere lesbische/bi Frauen haben keinen Bedarf, sich mit anderen queeren Menschen zu vernetzen, sich in queeren Gruppen zu engagieren oder an queeren Anlässen teilzunehmen – ihnen reichen ein paar lesbische/bi/queere Freundschaften und ein akzeptierendes Umfeld aus. Diese Position geht oft mit einer behaupteten Gleichheit von hetero und lesbisch/bi in der Art eines ‘wir sind doch alles Menschen’ einher, was als Zurückweisung der Zugehörigkeit zur lesbischen/bi Gemeinschaft gewertet werden kann, da diese Haltung die tatsächliche soziale Differenz(ierung) in Form der Stigmatisierung des lesbisch/bi Seins verkennt und damit eine Machtblindheit darstellt. Die Postulierung des normal und gleich Seins wie hetero Menschen kann hingegen auch als dekonstruierender Umgang mit Veränderung gesehen werden, bei dem die Position als Andere verweigert und der Norm damit die Grundlage entzogen wird (Jensen, 2011).

5.4. Allgemeine Faktoren

Zu den bisher beschriebenen Faktoren, die Identitätsprozesse lesbischer/bi Frauen beschreiben, kommen zwei weitere Faktoren hinzu, die etwas allgemeinerer Art sind. Diese Faktoren stehen jedoch mit Identitätsprozessen bezüglich der sexuellen/romantischen Orientierung in Verbindung und haben sich diesbezüglich in den Interviews mit den lesbischen/bi Frauen als wichtig herausgestellt.

5.4.1. Zugehörigkeit als basales menschliches Bedürfnis

Die Thematik der Zugehörigkeit ist in Identitätsprozessen lesbischer/bi Frauen einerseits in Bezug auf ihr lesbisch/bi Sein sehr zentral: Die Abweichung von der Heteronormativität führt zum Erleben von Einsamkeit und fehlender Zugehörigkeit, die mittels verschiedener Strategien und Räume/Kontextfaktoren durch die Schaffung neuer, queerer/queerfreundlicher Zugehörigkeit abgelöst werden. Andererseits taucht Zugehörigkeit³² auch ausserhalb des lesbisch/bi Seins als grundsätzliche Thematik des Menschseins auf, wie dies im Folgenden beschrieben wird.

Die Bedeutung enger Freundschaften und vertrauensvoller Beziehungen für Coming-outs wurde bereits erwähnt (s. Kap. 5.2.3 *Coming-out-Strategien*) und ist ebenso für ein allgemeines Erleben von Zugehörigkeit gross. Das Fehlen von (engen) Freundschaften ist eine leidvolle Erfahrung, die von lesbischen/bi Frauen durch aktive Bemühungen darum, Freund*innen zu finden (z. B. in einer Freizeitbeschäftigung), zu beheben versucht wird. Die Wichtigkeit von Zugehörigkeit zeigt sich auch darin, dass lesbische/bi Frauen Anerkennung von anderen Menschen suchen und sich dafür beispielsweise an den dominierenden Kleidungsstil in einer Schule anpassen. Weiter wird das Bestehen und Pflegen enger Beziehungen zu Familienmitgliedern oder ein Gemeinschaftserleben, beispielsweise in Schule oder Nachbarschaft, positiv erlebt. Herausforderungen gemeinsam mit Menschen zu meistern, die lesbischen/bi Frauen wichtig und nahe sind, kann ebenfalls Zugehörigkeit herstellen. Dass Daniela Menschen, die ihr ein Zugehörigkeitsgefühl geben, als «Schutzengel» (Pos. 349) oder «Fels in der Brandung» (Pos. 413) bezeichnet, verweist auf die fundamentale Bedeutung von Zugehörigkeit. Das Erleben von Zugehörigkeit wird nicht nur durch andere Menschen ermöglicht, sondern indem lesbische/bi Frauen anderen Menschen ein Gefühl von Zugehörigkeit geben, stellen

32 Die Verwendung des Begriffs Zugehörigkeit in diesem Unterkapitel hier ist nicht deckungsgleich mit der Kategorie *queere Zugehörigkeit* im lesbischen/bi Identitätsprozessmodell (S. 39) und in Unterkapitel 5.3.5, die Zugehörigkeit zu einer queeren Gemeinschaft beschreibt und nur *ein* Bestandteil von Zugehörigkeit, wie sie hier beschrieben wird, ist. Siehe auch Fussnote 31.

sie wiederum für sich selbst Zugehörigkeit dadurch her, dass sie 'gebraucht werden'.

Durch die grosse Bedeutung, die Familie (insbesondere die Eltern) für die meisten Menschen hat, wird ein Fehlen von familiärer Zugehörigkeit von lesbischen/bi Frauen als besonders belastend erlebt und zu beheben versucht:

«Ich habe viel an mir arbeiten müssen. Ich habe viel Therapie machen müssen und neu anfangen auch mit Leuten. Und ich habe so auch meine Beziehung mit meinen Eltern retten können, das heisst ich habe viel, ich habe lange Kontaktabbruch gehabt mit denen, am meisten mit meinem Vater. Und jetzt ist es halt so weit gekommen, dass wir jetzt haben, können ein wenig mehr reden und wir haben uns auch können sehen ab und zu.» (Corine, Pos. 117–122)

Das Fehlen von familiärer Zugehörigkeit umfasst also wenig Kontakt zu Familienmitgliedern (z. B. durch Trennungen oder unterschiedliche Wohnorte) sowie Konflikte und fehlendes Verständnis/Vertrauen in der Familie (z. B. aufgrund divergierender Sichtweisen/Ziele/Werte/Interessen). Ebenfalls trägt ein autoritärer Erziehungsstil der Eltern zu fehlendem familiärem Zugehörigkeitsgefühl bei, bis hin zu Vernachlässigung und Gewalt. Erschwerend kommt hinzu, dass fehlende familiäre Zugehörigkeit in der Regel nicht dadurch behoben werden kann, dass lesbische/bi Frauen sich aktiv eine (neue) Familie suchen, wie dies bei Freundschaften eine Option ist. Konflikte in der Familie resultieren für einige Interviewpartnerinnen darin, das Elternhaus zu verlassen und sich in Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe zu begeben.

Weitere Situationen, die Zugehörigkeit infrage stellen und dabei Verunsicherung und Leidensdruck bei lesbischen/bi Frauen auslösen, sind Mobbing sowie Abbrüche von romantischen Beziehungen oder von Freundschaften.

In diesen Positiv- wie auch Negativbeispielen von Zugehörigkeitserleben kommt zum Ausdruck, dass es sich dabei um ein basales menschliches Bedürfnis handelt. Zugehörigkeit ist daher auf verschiedene Kontexte (z. B. Schule, Familie) und Interessen/Eigenschaften (z. B. Freizeitbeschäftigung, sexuelle/romantische Orientierung) bezogen und somit unterschiedlich ausgeprägt je nach Kontext, in dem sich die Person befindet und je nach Eigenschaft, die dort im Vordergrund steht.

5.4.2. Agency

Beim Begriff der Agency interessiert, *wie* und unter welchen *sozialen* Beziehungen/Bedingungen «eigensinnige[n] und kreative[n] Handlungen» (Scherr, 2013, S. 233) vollzogen werden. Die im Unterkapitel 5.3.2 *Ermöglichungsräume* erwähnte positive Perspektive einer lesbischen/bi Zukunft ist ein Beispiel für einen wichtigen Bestandteil von Agency, indem «thought and action may be creatively reconfigured in relation to actors' hopes, fears, and desires for the future» (Emirbayer & Mische, 1998, S. 971). Der Begriff der Agency beschreibt also nicht lediglich eine als per se gegeben unterstellte menschliche Fähigkeit, zu handeln und dadurch eine Situation selbstwirksam zu gestalten. Dies wäre erstens eine zu banale Feststellung, wenn menschliches (Zusammen)Leben doch bereits grundsätzlich als Abfolge und Zusammenspiel von Handlungen beschrieben werden muss (s. Kap. 2 *Theoretischer Rahmen*). Zweitens würde damit Handeln als sozialer Prozess, der Machtungleichheiten beinhaltet, verkannt (Raithelhuber, 2018; Scherr, 2013).

In die Kategorie der Agency fallen somit Situationen, in denen lesbische/bi Frauen sich als selbstwirksames Handlungssubjekt erleben, wobei die Handlungen und Bedingungen in diesen Situationen in den Fokus gerückt werden. Mit Bezug zum lesbisch/bi Sein können die oben beschriebenen Strategien (Kap. 5.2), insbesondere der Identitätsstolz (Kap. 5.2.6), solche Situationen sein, wie beispielsweise, sich bei Queerfeindlichkeit zur Wehr zu setzen. Auch die Gestaltung von Coming-outs, wie sie in den Coming-out-Strategien (Kap. 5.2.3) zum Ausdruck kommt, bildet Agency aus, wie dies auch Brodersen (2018, Kap. 3) beschreibt. Die Abweichung von der Heteronormativität gleicht (bestimmt aus der Perspektive eines Grossteils des Umfelds und meist auch für die betreffende lesbische/bi Frau) einem biographischen Bruch, der jedoch mit Strategien der Selbstvergewisserung und der Normbefreiung und -subversion aufgefangen werden kann. Dieser Bruch in ein Leben vor und nach dem Coming-out ist beispielsweise in den Ermöglichungsräumen (Kap. 5.3.2) beschrieben. Das nachfolgende Zitat bringt diese Verbindung von Abweichung, Bruch und Erlangung von Selbstbewusstsein durch die erwähnten Strategien – eine Form von Agency – auf den Punkt: «Die Coming-out-Erzählung ermöglicht auf diese Weise, das Erlebnis von Heteronomie und Ohn-

macht in Autonomie und Macht umzuwandeln, allerdings um den Preis, dass das Leben *vor* dem Coming-out als falsches Leben entwertet wird» (Woltersdorff, 2005, S. 175).

Weiter darf nicht ausser Acht gelassen werden, dass die Gefahr besteht, aus einer forschenden Perspektive nur disruptives, Normen dekonstruierendes Handeln als Agency zu begreifen, was eine anmassende Bewertung wäre (Bronner & Paulus, 2017, S. 109–110). Grundsätzlich sollten daher sämtliche geschilderten Strategien der lesbischen/bi Frauen als Agency betrachtet werden, da nicht davon ausgegangen werden kann, dass lesbische/bi Frauen allesamt die Heteronormativität in ihren Grundfesten ablehnen wollen/können – sei es aufgrund persönlicher Haltungen und Werte, Copingstrategien, limitierender Bedingungen, oder aber wegen einer intersektionalen Betroffenheit von weiteren Unterdrückungsformen, die sich bei (zu grossem) Widerstand verschärfen könnten (s. Kap. 6.3 *Intersektionalität und Zugehörigkeit*). Da von der Norm nicht vorgesehen ist, dass Abweichungen überhaupt vorkommen sollen, verkörpert also im Grundsatz *jedes* Handeln als heteronormativ stigmatisiertes Subjekt Agency.

Lesbische/bi Frauen agieren jedoch auch in Lebenssituationen ausserhalb ihres lesbisch/bi Seins selbstwirksam. Beispiele dafür sind: Aus dem Elternhaus ausziehen, eine Ausbildung abschliessen oder abbrechen, eine Krankheit überwinden, sich bei Abwertung (z. B. *body shaming*) zur Wehr setzen, politisch etwas bewirken oder eigenen Interessen nachgehen (z. B. Freizeit). Solche Erlebnisse von Handeln fördern die Resilienz und erweitern Copingstrategien. Sie stehen ausserdem in Zusammenhang mit sozialer Unterstützung (andere Menschen, die ihnen in diesen Situationen zur Seite gestanden sind). Copingstrategien und soziale Unterstützung sind von zentraler Bedeutung, wenn es darum geht, die negativen Auswirkungen des Minderheitenstresses (s. Kap. 2.3) auf die psychische Gesundheit zu minimieren (Meyer, 2003, S. 6–9).

Agency wirkt sich situationsübergreifend bestärkend aus. Beispielsweise könnten die von Irina geschilderten Erlebnisse in folgenden Zusammenhang gebracht werden: Sie meisterte den Auszug aus dem Elternhaus erfolgreich und erlebte ihn positiv. Dadurch hat sie erfahren, dass sie für ihre Bedürfnisse eintreten, einen Umzug organisieren und

dabei auf die Hilfe ihrer Freund*innen zählen kann. Einem bevorstehenden Coming-out bei ihren Arbeitskolleg*innen blickt sie daher gelassen entgegen, weil sie nun weiss, dass sie bereits die Situation mit dem Auszug aus dem Elternhaus gut meistern konnte und auf ihre persönlichen und sozialen Ressourcen zählen kann.

6. Diskussion

In diesem letzten Teil der vorliegenden Arbeit werden zuerst die Ergebnisse zusammenfassend dargestellt, um sie nochmals zueinander in Relation zu setzen und ein Gesamtbild zu schaffen. Die weitere Diskussion erfolgt in zwei Schritten: Zuerst mit Fokus auf Identität als Handlung und Prozess, wobei insbesondere eine Verortung im theoretischen Rahmen geleistet wird, um das Hauptinteresse nach Identitätsprozessen zu fokussieren. Ausserdem wird dort eine Vertiefung der in diesen Identitätsprozessen oft stattfindenden Auseinandersetzung mit lesbischen/bi Stereotypen vorgenommen. Der zweite Schritt befasst sich mit einer intersektionalen Perspektive und deren Bedeutung für die Frage von Zugehörigkeit aus verschiedenen Blickwinkeln. Diese Fokussierungen folgen der Erkenntnis, dass die damit vertieften Themen zwar in den Ergebnissen auftauchen, aus diesen allein jedoch erst ungenügend verstanden werden können, weshalb sie mit der im Folgenden hinzugezogenen Literatur in Verbindung gesetzt werden, um damit den theoretischen Rahmen zu erweitern (Charmaz, 2014, S. 305–310).

In der Reflexion werden die Chancen und Limitationen diskutiert und daraus Folgerungen für weiteren Forschungsbedarf formuliert. Ausserdem beinhaltet das Kapitel eine Reflexion der eigenen Positioniertheit im Forschungsprozess. Abgeschlossen wird die Arbeit mit Schlussfolgerungen für die Praxis der Sozialen Arbeit.

6.1. Fazit aus den Ergebnissen

Wie eine konstruktivistische Haltung in der Grounded Theory (Charmaz, 2014; Clarke, 2005/2012) betont, gibt es nicht *die eine* Wahrheit über untersuchte Phänomene. Die in den Ergebnissen präsentierte Lesart und das entwickelte Modell haben sich jedoch insofern als

stabil und fallübergreifend relevant erwiesen, als dass die Phänomene sowohl in der Breite (verschiedene Dimensionen, Bedingungen und Aspekte von sowie Strategien in Identitätsprozessen) wie auch in der Tiefe (detaillierte und oftmals in mehreren Interviews wiederholte und diversifizierte Schilderungen) in den Daten verankert sind. Das Modell kann daher für Identitätsprozesse nicht nur der hier befragten neun lesbischen/bi Frauen, sondern vieler junger lesbischer/bi Frauen in der Deutschschweiz stehen (auf diesbezügliche Einschränkungen wird in Kap. 6.4.1 *Chancen, Limitationen und Ausblick* eingegangen).

Das hier entwickelte Modell beschreibt das in der Fragestellung aufgeworfene Interesse nach den Bedingungen und Einflussfaktoren der Identitätsprozesse junger lesbischer/bi Frauen in der Deutschschweiz und deren Umgang mit ihrer lesbischen/bi Identität respektive deren Handeln in diesen Prozessen. Identitätsprozesse junger lesbischer/bi Frauen bewegen sich demnach zwischen zwei grossen Kategorien: Einerseits die Heteronormativität als bedeutender Strukturierungsmechanismus des menschlichen Zusammenlebens und der persönlichen Identitäten, andererseits das Selbstbewusstsein als lesbische/bi Frau. Diese zwei Kategorien stellen in vielerlei Hinsicht Gegensätze dar, sind für lesbische/bi Frauen jedoch beide von grosser Bedeutung. Um mit den sich daraus ergebenden Spannungen umzugehen, wenden lesbische/bi Frauen verschiedene Strategien an, die als *Tanz* bezeichnet werden können. Damit soll deutlich gemacht werden, dass die Strategien hin- und her-Bewegungen sind, immer wieder neu angewandt werden und keine einmalige, lineare Reise *von* der Heteronormativität *in* lesbisches/bi Selbstbewusstsein beschreiben.

Die *Heteronormativität* stellt den Ausgangspunkt für die Betrachtung von lesbischen/bi Identitätsprozessen dar, da sie als Norm die Deutungshoheit über Geschlecht³³ inne hat. Sie entfaltet ihre Wirkung in sozialen Interaktionen und menschlichem, insbesondere sprachlichem Handeln auf verschiedene Weise: Erstens in Form normativer Erwar-

33 Dazu gehören insbesondere geschlechtliche Selbstverortungen/-bezeichnungen, Geschlechtsausdrucksarten, Geschlechterrollen, sexuelle/romantische Orientierungen und körperliche Merkmale. Siehe dazu – und wie Heteronormativität diese Aspekte strukturiert – Kap. 2.2 ... *Norm und Geschlecht* sowie Kap. 5.1 *Heteronormativität*.

tungen, die hetero und cis Sein als einzig richtige Lebensform und Identität darstellen, Geschlecht dabei biologistisch und binär auffassen und Männer hierarchisch über Frauen positionieren. Zur Aufrechterhaltung der Heteronormativität werden Abweichungen von ihr zweitens mit Abwertung und Gewalt begegnet sowie drittens möglichst unsichtbar gehalten respektive gemacht. Heteronormativität wirkt bis in queere Gemeinschaften hinein und gewinnt ausserdem durch die Verbindung mit anderen zentralen Unterdrückungsmechanismen wie Rassismus und Kapitalismus an Durchschlagskraft. Die Definitionsmacht der Heteronormativität wird schliesslich dadurch verschleiert, dass ihre soeben geschilderten Wirkmechanismen geleugnet werden und eine Gleichwertigkeit von heteronormativen und queeren Lebensweisen und Menschen behauptet wird, oder indem eine Gleichbehandlung als nicht-Anwendung der Norm und 'Akt der Gnade' zelebriert wird, wodurch die Norm naturalisiert und ihre Konstruiertheit unsichtbar wird. Dies kann als Machtblindheit beschrieben werden und äussert sich in Form von Veränderung: Die Selbstverständlichkeit der Norm berechtigt (insbesondere hetero cis Menschen) in dieser Sichtweise dazu, lesbische/bi Frauen mit ihrer Abweichung von der Norm zu konfrontieren, von ihnen eine Stellungnahme und Erklärung zu fordern sowie die Abweichung zu bewerten.

Lesbische/bi Frauen begegnen diesen Bedingungen der Heteronormativität mit verschiedenen *Handlungsstrategien*, um ihr lesbisch/bi Sein, also ihre Abweichung von der Heteronormativität, zu gestalten: Die heteronormativen Erwartungen und die eigene (teilweise) Abweichung davon erfordern von lesbischen/bi Frauen eine Positionierung in diesem Spannungsfeld – sowohl sich selbst wie auch dem Umfeld gegenüber. Diese Positionierungen stellen somit eine grundlegende Auseinandersetzung mit der Heteronormativität und eigenen, (teilweise) dazu konträren Bedürfnissen dar. Schutzstrategien sind insbesondere eine Reaktion auf erlebte oder befürchtete Abwertung und Gewalt, wobei vornehmlich verschiedene Formen von Verstecken des lesbisch/bi Seins eingesetzt werden. Weiter gestalten lesbische/bi Frauen Coming-outs mitunter bewusst – gerade auch mit Blick auf ihre Sicherheit, da sie oft Ablehnung befürchten. Selbstvergewisserungsstrategien dienen dazu, die lesbische/bi Identität zu festigen, biografisch einzuordnen und Zugehörigkeit zu queeren Gemeinschaften/Menschen herzustellen.

Ähnliche Funktionen erfüllt die Strategie, lesbisch/bi Sein als Befreiung von der und Subversion der Heteronormativität zu (er)leben, indem diese deutlich zurückgewiesen, das eigene lesbisch/bi Sein aber klar akzeptiert wird. Dies ist auch in der Strategie des Identitätsstolzes zu finden, die ausserdem beinhaltet, sich als lesbische/bi Frau sichtbar zu machen und gesehen/wahrgenommen werden zu wollen.

Mit diesen Strategien gestalten lesbische/bi Frauen ihr Leben als lesbisch/bi in einem heteronormativ geprägten Umfeld. Dabei ist es jedoch nicht so, dass sie auf sich allein gestellt sind und nur diese Strategien zur Verfügung haben, sondern gewisse Bedingungen tragen zu *lesbischem/bi Selbstbewusstsein* bei. Dazu gehören lesbisches/bi Verlieben sowie lesbische/bi Liebesbeziehungen und sexuelle Erfahrungen. Diese Erlebnisse werden als Gefühlsräume bezeichnet und dienen insbesondere der Selbstvergewisserung, lesbisch/bi zu sein. Ausserdem spielen Veränderungen im Leben lesbischer/bi Frauen eine grosse Rolle, da sie oft ermöglichen, das lesbisch/bi Sein zu entdecken und zu (er)leben sowie mehr Sichtbarkeit queerer Lebensweisen/Menschen bieten. Diese Ermöglichungsräume unterstützen damit die Strategie der Normbefreiung und -subversion. Queere Sichtbarkeit ist auch ausserhalb dieser Ermöglichungsräume ein zentraler Bestandteil lesbischen/bi Selbstbewusstseins und umfasst gleichwertige Darstellungen von queeren und hetero cis Lebensweisen, andere queere Menschen zu kennen sowie queere Vorbilder. Zu den Ermöglichungsräumen gehören weiter soziale Kontexte, in denen lesbische/bi Frauen Akzeptanz erleben. Das Erleben von Gleichwertigkeit ist somit ebenfalls zentral und umfasst, keine Veränderung, sondern Unterstützung zu erfahren. Da eine Abweichung von der Heteronormativität für lesbische/bi Frauen mit Ausschlusserfahrungen und damit verminderter/verweigerter Zugehörigkeit einhergeht, sind queere Gemeinschaften (Freundschaften, Gruppen, Anlässe) eine Möglichkeit, neue Zugehörigkeit zu erlangen.

Das Erleben von Zugehörigkeit in Bezug auf andere Eigenschaften als das lesbisch/bi Sein sowie sich selbst in verschiedenen Lebenssituationen als selbstwirksam handelndes soziales Subjekt zu erleben (Agency) sind zwei weitere, *allgemeine Faktoren*, die zu lesbischem/bi Selbstbewusstsein beitragen.

Bei den geschilderten Identitätsprozessen handelt es sich nicht um ein komplettes Verlassen der Heteronormativität, um danach absolutes lesbisches/bi Selbstbewusstsein zu erlangen – Heteronormativität bleibt als Strukturierungsmechanismus bestehen, wodurch lesbische/bi Frauen sich weiterhin mit ihr auseinandersetzen müssen. Gleichzeitig wird Heteronormativität nur durch/in zwischenmenschliche(n) Handlungen (re)produziert, in denen damit stets die Möglichkeit der Veränderung liegt – sei es durch Handeln der lesbischen/bi Frauen selbst oder des Gegenübers in Bezug auf ihr lesbisch/bi Sein. Die Strategien, mit denen sich lesbische/bi Frauen im Spannungsfeld von Heteronormativität und lesbischem/bi Selbstbewusstsein bewegen, sind keine Instrumente, die einmal angewandt werden und deren Funktion danach abschliessend erfüllt ist. Sie sind etwas, auf das lesbische/bi Frauen immer wieder zurückkommen – abhängig von ihren Bedürfnissen und den sozialen Kontexten und Lebenssituationen, in denen sie sich gerade befinden. Der Farbverlauf im Modell und die Beschreibung der Identitätsprozesse als Tanz verweisen auf diesen dynamischen und iterativen Prozess.

6.2. Identität als Handlung und Prozess

Auf den theoretischen Rahmen (Kap. 2) verweisend kann zusammenfassend gesagt werden, dass Identität im Wechselspiel zwischen der Internalisierung kommunikativ-handelnd übermittelter und antizipierter Haltungen anderer Menschen und den eigenen Bedürfnissen und Eigenschaften entsteht (Blumer, 1969; Goffman, 1963/2018; Mead, 1934/1975). In Bezug auf eine lesbische/bi sexuelle/romantische Orientierung als Teilaspekt von Geschlecht sind diese verallgemeinerten Haltungen massgeblich von der Heteronormativität geprägt. Diese beschreibt ein komplexes Konstrukt aus Einteilungen und Bewertungen (aufgrund) von körperlichen Merkmalen, sexueller/romantischer Anziehung, geschlechtlicher Selbstverortung sowie Geschlechterrollen und wird durch entsprechende Handlungen (re)produziert (Butler, 1990/2003; Hartmann & Klesse, 2007; Wagenknecht, 2007). Abweichungen von der Heteronormativität sind mit Stigmatisierungen belegt, die sich insbesondere in Diskriminierungshandlungen äussern

und durch die Machtungleichheit zugunsten der Heteronormativität durchgesetzt werden (Foucault, 1976/1983; Goffman, 1963/2018; Link & Phelan, 2001; Rommelspacher, 1997).

Dieses theoretisch gezeichnete Bild spiegelt sich in den empirischen Erfahrungen lesbischer/bi Frauen in der vorliegenden Arbeit wider: Das Wechselspiel zwischen *Me* und *I* (Mead, 1934/1975, Teil III), zwischen sozialer und persönlicher Identität und die Entstehung der Ich-Identität daraus (Goffman, 1963/2018, Kap. 3), erweist sich vorliegend als Tanz zwischen Heteronormativität und lesbischem/bi Selbstbewusstsein. Die von stigmatisierten Menschen erlebte Ambivalenz zwischen Selbstverachtung und -akzeptanz (Goffman, 1963/2018, S. 133–136) zeigt sich in der Positionierung zwischen Abgrenzung von der und Anpassung an die Heteronormativität oder in Schutzstrategien wie dem Verstecken, das zudem eine Technik der Informationskontrolle (Goffman, 1963/2018, S. 116–128) darstellt. Diese Strategien sind ein zentraler Bestandteil lesbischer/bi Identitätsprozesse und werden so auch andernorts beschrieben (Brodersen, 2018, Kap. 3–4; Karich, 2003, Kap. 6; Krell & Oldemeier, 2017, Kap. 5; Zuehlke, 2004 Kap. IV, VI). Die grosse Bedeutung von Gruppen ähnlicher Menschen (Goffman, 1963/2018, Kap. 3; Mead, 1934/1975, Kap. 26) in Bezug auf das Stigma der Abweichung von der Heteronormativität zeigt sich für lesbische/bi Frauen darin, dass das Erleben von Zugehörigkeit zu queeren Gemeinschaften einen bedeutenden Faktor lesbischen/bi Selbstbewusstseins bildet. Die damit einhergehenden Abgrenzungsbewegungen von der Norm sind deutlich in den Kategorien der Normbefreiung und -subversion sowie des Identitätsstolzes wiederzufinden.

Die (Re)Produktion der Heteronormativität und der Machtungleichheit *in zwischenmenschlichen Handlungen* tritt in den Erzählungen der lesbischen/bi Frauen klar hervor, insbesondere in den Kategorien Abwertung/Gewalt, Unsichtbarkeit, Veränderung und Machtblindheit. Allerdings wirken sich die von den lesbischen/bi Frauen angewandten Strategien und die Bedingungen des lesbischen/bi Selbstbewusstseins im Rahmen der ihnen zur Verfügung stehenden Macht auch in die 'andere Richtung' aus, nämlich im Sinne einer Dekonstruktion der Heteronormativität auf den verschiedenen Ebenen (z. B. Normbefreiung und -subversion, queere Sichtbarkeit). Das Identitätsentwicklungsmodell von D'Augelli (1994, S. 317–324; s. Kap. 3.1 *Von intraindividuell*

orientierten Identitätsentwicklungs- zu interaktional-systemischen Identitätsprozessmodellen) schlüsselt diese Ebenen auf in die persönliche Ebene (in den Ergebnissen insbesondere die Strategien), die Ebene des engeren Umfelds (in dem sich das Erleben von Gleichwertigkeit oder Veränderung in den Ergebnissen hauptsächlich abspielt) und die gesellschaftliche Ebene (die in den Ergebnissen insbesondere durch die normativen Erwartungen repräsentiert ist).

Die Auseinandersetzung mit der Heteronormativität und der eigenen (teilweisen) Abweichung davon erfordert eine grössere Identitätsarbeit in dem Sinne, dass die eigene Identität stärker hergestellt und den eigenen Bedürfnissen und Wünschen, die von der Norm abweichen, angepasst werden muss, um sein Selbstkonzept stets zwischen Vergangenheit, Gegenwart und antizipierter Zukunft zu formen und anzupassen, damit ein biografisch konsistentes Selbstbild erreicht werden kann (McLean et al., 2018; Watzlawick, 2014). Diese Biografiearbeit zeigt sich auch in den Ergebnissen: Nebst der Strategie der Normbefreiung und -subversion dienen die Strategien der Positionierung und Selbstvergewisserung sowie des Identitätsstolzes dazu, sich eine den eigenen Bedürfnissen entsprechende, positiv bewertete sowie biografisch konsistente Identität zu erarbeiten.

6.2.1. Einordnung in das Minderheitenstressmodell

Viele der Ergebnisse erinnern stark an das Minderheitenstressmodell (Meyer, 2003; s. Kap. 2.3) und können in dieses eingeordnet werden: Die Kategorien der Abwertung und Gewalt sowie der Veränderung entsprechen dem Minderheitenstress der Stigmatisierungserfahrungen und -befürchtungen; die Stigmatisierungsbefürchtungen beruhen auf dem Wissen über die normativen Erwartungen und die möglichen Folgen bei Abweichungen davon; der Umgang mit den Stigmatisierungsbefürchtungen und das Abwägen zwischen Verstecken und Offenlegen der Normabweichung (s. auch D'Augelli, 1994, S. 325; Eliason & Schope, 2007, Kap. 4) zeigt sich in den Ergebnissen in der Positionierung zwischen Abgrenzung und Anpassung sowie in den Schutz- und Coming-out-Strategien; die internalisierte Homonegativität ist in den Kategorien der normativen Erwartungen und der Positionierungs-

strategien zu finden, wie auch in der Durchschlagskraft der Heteronormativität bis in queere Gemeinschaften hinein.

Das Minderheitenstressmodell weist auf die grosse Bedeutung von Copingstrategien und sozialer Unterstützung hin, um die möglichen negativen Auswirkungen von Minderheitenstress auf die psychische Gesundheit zu vermindern. Die vorliegende Arbeit leistet durch die detaillierte Beschreibung der (Coping)Strategien lesbischer/bi Frauen wie auch der (unterstützenden) Bedingungen des lesbischen/bi Selbstbewusstseins einen Beitrag dazu, diese im Minderheitenstressmodell eher unterbeleuchteten Faktoren sichtbarer zu machen und zu konkretisieren.

Umgekehrt kann das Minderheitenstressmodell dazu dienen, die Strategien der Normbefreiung/-subversion sowie des Identitätsstolzes besser zu verstehen: Meyer (2003, S. 9) zeigt nämlich auf, dass der Stellenwert der lesbischen/bi Identitätsanteile einen Einfluss darauf hat, wie stark Stigmatisierungserfahrungen und -befürchtungen die psychische Gesundheit beeinträchtigen: Wenn das lesbisch/bi Sein für die betreffende Frau sehr wichtig ist, und sie nicht viele weitere Identitätsfacetten hat, mit denen sie sich massgeblich identifiziert, wirken (befürchtete) Stigmatisierungen verletzender, da sie dann einen grossen und zentralen Teil der Gesamtidentität der lesbischen/bi Frau betreffen – eine Erkenntnis, die sich in den vorliegenden Ergebnissen bestätigt (s. Kap. 5.1.2 *Abwertung und Gewalt*). Dies zeigt, dass die Strategien der Normbefreiung/-subversion zwar wichtig für das lesbische/bi Selbstbewusstsein sind, sich aber auch negativ auswirken können, wenn sie nicht mit anderen Strategien und Bedingungen ergänzt sind.

6.2.2. Homonormativität und lesbische/bi Stereotypen

Vertiefen wir an dieser Stelle die Strategien der Positionierung zwischen Abgrenzung und Anpassung: In diesen kommt das Abwägen zwischen den heteronormativen Erwartungen und lesbischem/bi Selbstbewusstsein besonders stark zum Ausdruck – oder anders gesagt: der Tanz ist besonders bewegungsintensiv. Auch Woltersdorff (2005) weist, unter Bezugnahme auf Judith Butler, darauf hin, dass Coming-outs keine «totale Befreiung» (S. 172) seien, sondern «viel-

mehr ... eine Dialektik aus Auflehnung und Anpassung» (S. 172). Die Anpassung strebt – in und trotz ihrer grundsätzlichen, aber in der Regel nicht allumfassenden Abweichung von der Heteronormativität – eine grösstmögliche Übereinstimmung mit dieser an, was auch als Homonormativität bezeichnet wird (Duggan, 2002; Robinson, 2016; in Bezug auf Transnormativität: Bradford & Syed, 2019) und was Goffman (1963/2018) als Technik des Kuvrierens beschreibt: «Es ist die Tatsache, daß Personen, die bereitwillig den Besitz eines Stigmas zugeben ... sich nichtsdestoweniger sehr bemühen können zu verhindern, daß das Stigma sich zu mächtig aufdrängt» (S. 129). Anerkennung erhalten also diejenigen lesbischen/bi Frauen, die sich möglichst nahe an der Heteronormativität bewegen, was in den Ergebnissen beispielsweise in den unter der Kategorie der Unsichtbarkeit beschriebenen queeren Sichtbarkeitshierarchien wiederzufinden ist, die schwule cis Männer über alle anderen queeren Menschen oder Homosexualität/-romantik über Transidentität und Bisexualität/-romantik stellen. Darauf verweist auch die sehr verbreitete Coming-out-Strategie, sich anhand einer Beziehung mit einer anderen Frau zu outen: Offenbar erwarten lesbische/bi Frauen eine grössere Akzeptanz, wenn sich ihr lesbisch/bi Sein innerhalb der Amatonormativität³⁴ abspielt, was ebenfalls von anderen Autor*innen gefunden wurde (Brodersen, 2018, Kap. 4; Krell & Oldemeier, 2017, S. 65, 85, 117, 132). Auch die grosse Bedeutung von Verliebtsein und romantischen Beziehungen für die Entdeckung und Festigung der lesbischen/bi Identität (Kategorie der Gefühlsräume) spricht für diesen Zusammenhang, wie auch die zentrale Bedeutung des Konzepts *Liebe* bei der Selbstvergewisserung und der Akzeptanz des Umfelds darauf hinweist, dass eine Selbstverortung/-bezeichnung als lesbisch/bi offenbar nicht auszureichen scheint, sondern 'Beweise' in Form von entsprechenden Handlungen und Gefühlsäusserungen für eine bestimmte Person vonnöten sind. Das Erfüllen von Körpernormen – die sich an heteronormativen, binären, cis vergeschlechtlichten Körpern orientieren – kann so, wie es Beatrice im Zitat in Kapitel 5.2.1 *Positionierung zwischen Abgrenzung und Anpassung* schildert, der Homonormativität zugeordnet werden: Solange trans Menschen (und

34 Der Begriff bezeichnet die Norm, eine monogame, romantische Langzeitbeziehung mit einer anderen Person zu haben/haben zu wollen (Brake, 2017).

dasselbe gilt entsprechend für homo/bi Menschen) nur durch eine Anpassung an binäre cis Körpernormen Akzeptanz erlangen und ein 'es war schon immer so' als Voraussetzung für Anerkennung mitbringen müssen, werden noch immer zahlreiche trans Menschen von ebendieser Anerkennung ausgeschlossen (s. auch Kap. 6.3 *Intersektionalität und Zugehörigkeit*).

Die Frage, wie sichtbar sie sich *als* lesbisch/bi machen wollen, treibt viele lesbische/bi Frauen um, wie in den Selbstvergewisserungs- und Positionierungsstrategien zum Ausdruck kommt. Dabei setzen sie teilweise die Strategie des *flagging* ein, das unter Rückgriff auf lesbische/bi/queere Stereotypen und/oder Symbole diese Identität sichtbar zum Ausdruck bringt. *Flagging* dient dazu, gleichgesinnte Menschen zu finden und/oder sich von der Heteronormativität abzugrenzen, indem die Normabweichung geradezu 'zur Schau gestellt' wird. Damit wird *flagging* zu einer Strategie der Normbefreiung/-subversion und des Identitätsstolzes, die nicht selten mit der Forderung nach Akzeptanz und mit einem (historischen) Zugehörigkeitsgefühl zu queeren Gemeinschaften verbunden ist. Die Komplexität des *flagging* zeigt sich allerdings darin, dass es über Stereotypen erfolgt, insbesondere die ästhetisch-stilistische Aufmachung. Diese Stilmittel sind *a*) eine Reproduktion der Stereotypen, *b*) nicht allen Menschen bekannt, die sich diese Sichtbarkeit verschaffen möchten, *c*) entsprechen nicht immer den stilistischen Wünschen und Vorlieben derjenigen, die zu dieser Gruppe gehören und *d*) wird dabei ausser Acht gelassen, dass sich viele Menschen aus Sicherheitsgründen gar nicht sichtbar machen *können*, insbesondere wegen intersektionalen Stigmatisierungen (s. Kap. 6.3 *Intersektionalität und Zugehörigkeit*) und damit einhergehenden (Befürchtungen von) Diskriminierungen.

Lesbische/bi Stereotypen (bewusst) zu erfüllen kann also auch ein Umgang mit Veränderung sein, indem lesbische/bi Frauen die Position der Anderen zwar akzeptieren und annehmen, diejenige der *minderwertigen* Anderen jedoch ablehnen und das Anderssein stattdessen positiv bewerten. Diese Handlungen sind damit sowohl Widerstand gegen wie auch – indem die Stereotypen als Zeichen der Normabweichung erfüllt werden – Reproduktion der Norm (Jensen, 2011). «Solche Gegenmodelle artikulieren den Wunsch nach der Auflösung diskriminierender und einschränkender Kategorien, ohne die dafür verantwortliche

Norm außer Kraft setzen zu können» (Woltersdorff, 2005, S. 176). Dies zeigt sich auch in den oftmals trotzdem weiterhin bestehenden Grundstrukturen der Machtungleichheit zugunsten der Norm auch innerhalb stigmatisierter Gruppen (Rommelspacher, 1997, Kap. 2), wie sie vorliegend in der Kategorie der Durchschlagskraft zu finden sind, in der beschrieben wird, dass gewisse Teilaspekte der Heteronormativität bis hinein in queere Gemeinschaften wirken. Wie die Ergebnisse zeigen, vermögen viele queere Gemeinschaften insbesondere die biologistische Grundlage der heteronormativen Vorstellung von Geschlecht nicht aufzuheben, beispielsweise die Cisnormativität oder naturalisierende Begründungen für sexuelle/romantische Orientierung. Sie reproduzieren damit die Heteronormativität in ihren biologistischen Grundfesten, indem diese nicht infrage gestellt werden (Butler, 1990/2003). Diese Reproduktion der Heteronormativität in vielen queeren Gemeinschaften könnte auch eine Erklärung dafür sein, dass Homosexualität/-romantik von allen Abweichungen von der Heteronormativität die grösste Akzeptanz erfährt: Sie lässt sich mit den biologistischen und binären Grundzügen und -voraussetzungen der Heteronormativität vereinbaren und kritisiert sie damit lediglich in ihrem Teilaspekt der Norm von heterosexueller/-romantischer Anziehung. Krell und Oldemeier (2017) jedenfalls haben diese unterschiedliche Stigmatisierung von Abweichungen in ihrer empirischen Studie ebenfalls gefunden: «Die strukturierende heteronormative Erwartung an eine cisgeschlechtliche, binäre Zugehörigkeit wirkt noch stärker und erzeugt einen noch höheren Leidensdruck, als die Vorannahme einer heterosexuellen Entwicklung» (S. 194).

6.3. Intersektionalität und Zugehörigkeit

Die Entwicklung intersektionaler Perspektiven und Analysen geht zurück auf Schwarze Frauen, deren spezifischen Herausforderungen und Bedürfnisse in den feministischen Bewegungen kein Gehör fanden, weshalb sie forderten, weitere Unterdrückungskategorien und insbesondere deren Interaktionen einzubeziehen (Bronner & Paulus, 2017, Kap. 3.6; Winker & Degele, 2009, Kap. 1.1). Winker und Degele (2009) «begreifen Intersektionalität als kontextspezifische, ge-

genstandsbezogene und an sozialen Praxen ansetzende Wechselwirkungen ungleichheitsgenerierender sozialer Strukturen (d.h. von Herrschaftsverhältnissen), symbolischer Repräsentationen und Identitätskonstruktionen» (S. 15). Dieses Verständnis ist somit anschlussfähig an dasjenige von Identität(sprozessen), wie es der vorliegenden Arbeit zugrunde liegt, indem es sich ebenfalls auf Handeln beruft, Machtverhältnisse berücksichtigt und die Verwobenheit verschiedener Ebenen und Bedingungen in den Blick nimmt. Um die Dominanz der Heteronormativität für *alle* von ihr unterdrückten Menschen zu vermindern oder aufzuheben ist eine Berücksichtigung der spezifischen Herausforderungen und Bedürfnisse derjenigen Menschen, die von intersektionalen Formen von Stigmatisierung betroffen sind, notwendig (Erel, Haritaworn, Gutiérrez Rodríguez & Klesse, 2007; Hoskin, Jenson & Blair, 2017; Jensen, 2011; McIntyre et al., 2014), wie sich auch nachfolgend zeigt.

6.3.1. Intersektionale Betroffenheit lesbischer/bi Frauen

Diejenige intersektionale Betroffenheit lesbischer/bi Frauen, die bereits im Begriff *lesbische/bi Frauen* enthalten ist, ist ihre Homo-/Bisexualität/-romantik sowie ihr Frau/weiblich und gegebenenfalls ihr trans Sein. Einige der diesbezüglichen spezifischen Herausforderungen wurden in der Ergebnisdarstellung (Kap. 5) bereits hervorgehoben und werden in Unterkapitel 6.3.5 mit der *Femme Theory* weiter vertieft. Wie alle Menschen haben auch lesbische/bi Frauen stets weitere Eigenschaften, die ihre Persönlichkeit ausmachen und Bedingungen, die ihr Leben prägen und – sofern es sich um stigmatisierte Eigenschaften handelt – einer intersektionalen Analyse unterzogen werden sollten. Die lesbische/bi Identität muss daher persönlich mit anderen Identitätsfacetten (z. B. Geschlechtsidentität, -ausdrucksart, religiöse, ethnische Identität, eigene Körperlichkeit) in Einklang gebracht werden, was nicht immer leicht ist, wie sich in den Ergebnissen bestätigt: Beatrice muss sich damit auseinandersetzen «wie funktioniert jetzt Sexualität für mich als trans Person» (Pos. 221–222); Daniela brauchte viel Zeit, bis sie erkannte, dass sich ihre religiöse und ihre lesbische Identität für sie nicht in Einklang bringen liessen; Hanna und Irina

befürchteten Stigmatisierung beim Dating aufgrund ihrer damaligen psychischen Probleme; Daniela, Ella, Hanna und Irina erlebten Mobbing, weil ihr Verhalten im Schulalltag keinen Platz fand und/oder weil ihre mehrgewichtigen Körper nicht akzeptiert wurden.

Die Zugehörigkeit zu einer Minderheit sowie eine Normabweichung können ein vertieftes Verständnis über Normen, Machtungleichheiten und Privilegien hervorbringen (Goffman, 1963/2018, S. 139; Kurzman et al., 2014; McLean et al., 2018). Dies klingt in den Ergebnissen darin an, dass einige lesbische/bi Frauen die intersektionalen und ähnlichen Wirkmechanismen von Heteronormativität und anderen Formen der Unterdrückung (insbesondere Rassismus) erkennen, benennen und sich vereinzelt auch gegen diese einsetzen. Inwiefern dabei allerdings bereits von einer antirassistischen Haltung gesprochen werden kann und sich die Interviewpartnerinnen tatsächlich mit den spezifischen wie auch intersektionalen Wirkmechanismen von Rassismus auseinandergesetzt haben, wäre näher zu untersuchen gewesen.

6.3.2. Verbindung von Heteronormativität mit Kapitalismus und Rassismus

Im Ergebnisunterkapitel 5.1.4 *Durchschlagskraft* wurde bereits auf die Verbindung von Heteronormativität und Kapitalismus aufmerksam gemacht und sind entsprechende Beispiele aus den Interviews zu finden. Da die Kategorie der Klasse respektive die ökonomischen Bedingungen Faktoren sind, die in Studien über Identität oft unterbeleuchtet bleiben (Klesse, 2007, S. 37–38), werden diese hier vertieft. Im Zitat von Beatrice im erwähnten Ergebnisunterkapitel präsentiert sich diese Verwobenheit als normatives Lebensmodell, das eine kapitalisierbare Leistungshaltung mit einem heteronormativen Familienmodell verbindet. Diese Verbindung ist nicht erstaunlich, wenn man bedenkt, dass das Aufkommen des Kapitalismus der Heteronormativität bedurfte: Einerseits zum Zweck der Reproduktion³⁵ von Arbeitskräften, ande-

35 Sowohl im engeren Sinne in Form von Geburten wie auch im breiteren Sinne in Form von Erholung von der Arbeitsleistung. Die Reproduktionsarbeiten wurden und werden in erster Linie als unbezahlte Sorgearbeit (*Care-Arbeit*) – und, sowohl

rerseits zur ideologischen Abgrenzung von Bevölkerungen, die kolonialisiert wurden und wobei Heteronormativität als Teil der Begründungslogik (im Sinne einer zivilisatorischen Unterlegenheit aufgrund einer Abwesenheit von Heteronormativität) rassistischer Ausbeutung diente (Ludwig, 2018; Nguyen, 2021). Ausserdem vollbringt Heteronormativität eine Integrationsleistung, indem sie (der Mehrheit der) im Kapitalismus zu ökonomischen Objekten degradierten Menschen wieder einen Subjektstatus und eine Identität gibt, und zwar als *heteronormatives* Subjekt (Woltersdorff, 2017). Dieselben Mechanismen sind selbst dann noch wirksam, wenn (einige/gewisse, und zwar homonormative, s. Kap. 6.2.2) queere Lebensweisen zunehmende Akzeptanz erfahren: Zum einen benötigt der rationalisierte neoliberale Kapitalismus weniger Menschen in Form von Arbeitskräften, was die Bedeutung der Reproduktionsleistung der Heteronormativität mindert, zum anderen dient ihm nun die Akzeptanz queerer Lebensweisen als rassistische Abgrenzung von anderen Nationen/Ethnien und als (nationalistisches) Integrationsmoment (Ludwig, 2018; Robinson, 2016; Woltersdorff, 2017). Dies taucht bei den Interviewpartnerinnen in der Befürchtung auf, dass ihre Familienangehörigen, die nicht in der Schweiz leben oder sich in der Schweiz nicht assimiliert haben, ihr lesbisch/bi Sein eher ablehnen könnten – und tatsächlich trifft diese Befürchtung für sie teilweise zu. Allerdings deutet vieles darauf hin, dass es viel eher Religiosität und heteronormative Geschlechterrollennormen sind, die zu Ablehnung führen, und nicht eine ‘nicht-schweizerische Kultur’. So sind beispielsweise nicht-religiöse, liberale Familienangehörige, die nicht in der Schweiz leben, durchaus offen gegenüber dem lesbisch/bi Sein der Interviewpartnerinnen, wohingegen das christlich-fundamentalistische Schweizer Umfeld von Daniela extreme Formen von Ablehnung zeigt. Diese Einsicht ist jedoch kaum verbreitet, wie sich in den Ergebnissen beispielsweise darin zeigt, dass lesbische/bi Frauen im öffentlichen Raum zur Einschätzung ihrer Sicherheit teilweise auf rassifizierende Stereotypen zurückgreifen.

Die Verbindung von Kapitalismus mit Heteronormativität und Rassismus zeigt sich auch darin, dass für die neoliberalen ökonomischen

historisch wie aktuell, oft zusätzlich zu einer Erwerbsarbeit – von Frauen geleistet (Nguyen, 2021).

Veränderungen der Prekarisierung und Flexibilisierung von Erwerbsarbeitsverhältnissen sowie der Individualisierung von Arbeitsmarktrisiken (Stichwort *aktivierender Sozialstaat*) vielerorts die zunehmende Gleichstellung von Frauen und nicht-heteronormativen Lebensweisen sowie Einwanderung verantwortlich gemacht werden und nicht kapitalistische Interessen, womit die kapitalistischen Machtungleichheiten unsichtbar gemacht werden (Pühl & Sauer, 2018, S. 11; Woltersdorff, 2017).

6.3.3. Anpassung an weitere normative Kategorien

Die zuvor (Kap. 6.2.2 *Homonormativität und lesbische/bi Stereotypen*) im Zusammenhang mit Positionierungsstrategien beschriebene Homonormativität umfasst nicht lediglich eine Annäherung an die Heteronormativität *in* der Abweichung von ihr, indem diese Abweichung (z. B. lesbische/bi Orientierung) durch die Erfüllung ihrer anderen Aspekte (z. B. binäre Geschlechterrollen, Monogamie) möglichst klein gestaltet wird, sondern Homonormativität knüpft die Akzeptanz von Abweichung überdies daran, dass sich homonormative queere Menschen in die kapitalistischen und rassistischen Logiken einpassen: «This neoliberal subject ... remain[s] ‘normative,’ constituted as white, well-educated, middle-upper classed, predominantly cisgender-male, depoliticized, and committed to heteronorms and neoliberal capitalism» (Nguyen, 2021, S. 12). Die Akzeptanz queerer Menschen gestaltet sich also graduell entlang ihrer Anpassung an die normativ ausgestalteten Kategorien von Rassifizierung/Ethnie, Klasse, Geschlecht und – dies gilt es bei Nguyen zu ergänzen – Körper (z. B. Gesundheit, *Behinderung*), die intersektionalen Analysen zugrunde liegen (Bronner & Paulus, 2017; Winker & Degele, 2009). Deshalb ist es so bedeutsam, verschiedene Kategorien von Normen intersektional zu betrachten und nicht lediglich auf die Dekonstruktion *einer* Kategorie hin zu wirken.

6.3.4. Safer spaces

Für das Erleben von Zugehörigkeit sind Treffpunkte queerer Menschen, die einen sicheren, stigmatisierungsfreien Rahmen bilden, wichtig (Meyer, 2003, S. 6), wie dies auch die vorliegenden Ergebnisse aufzeigen (z. B. Kategorien *Ermöglichungsräume* oder *Queere Zugehörigkeit*). Sogenannte *safer spaces* orientieren sich an Gemeinsamkeiten und geteilten Erfahrungen. Die Frage, was diese ausmacht, ist damit jedoch noch nicht geklärt, da insbesondere in queerfeministischen *safer spaces* bis heute die Diskussion anhält, worauf sich geteilte Erfahrung und Gemeinsamkeit (Sozialisation? Körper? heteronormative Unterdrückung? Selbstverortung? Abwesenheit von [wie auch immer definierter] Männlichkeit?, etc.) bezieht (Kokits & Thuswald, 2015). Ausserdem ist ein queerfeministischer *safer space* noch nicht zwangsläufig antirassistisch, anti-ableistisch³⁶, anti-klassistisch, trans-inklusiv und intersektional (Kokits & Thuswald, 2015, S. 87). Überdies kann das oft herangezogene Kriterium für einen *safer space*, dass sich seine Besucher*innen darin 'wohl und sicher fühlen' sollen, die Perspektive derjenigen verstärken, die über viele/mehr Privilegien verfügen, sofern keine kritische Reflexion über Privilegien stattfindet (Kokits & Thuswald, 2015, S. 89–90). «Bei ihrer [der *safer spaces*] Gestaltung ist es also zentral, zuerst die Frage zu stellen, wer darin wovor geschützt werden soll» (Kokits & Thuswald, 2015, S. 90), um dann entsprechende Strategien zu wählen, diesen Schutz möglichst zu gewährleisten und einen Umgang mit allfälligen Verletzungen zu etablieren. Wie bereits im Ergebnisunterkapitel 5.1.4 *Durchschlagskraft* angesprochen, wirken sich die Ungleichheits- und Unterdrückungskategorien der Heteronormativität bis in queere Gemeinschaften hinein aus, wodurch auch dort ihre intersektionalen Wirkmechanismen vorzufinden sind. Der soeben präsentierte kurze Blick auf die Diskussion um *safer spaces* kann eine Anregung sein, wie in queeren Gemeinschaften mit der heteronormativen Durchschlagskraft umgegangen werden kann respektive was dabei zu beachten ist.

36 Gegen Behindertenfeindlichkeit positioniert/handelnd.

6.3.5. Femme Theory

Die interviewten lesbischen/bi Frauen berichten von Erlebnissen, die darauf hinweisen oder bisweilen klar zeigen, dass nicht nur ihr lesbisch/bi Sein, sondern auch ihr Frau/weiblich Sein einen Einfluss darauf hat, wie soziale Interaktionen und Identitätsprozesse verlaufen. Dies ist in den normativen Erwartungen an sie *als Frau* zu finden (Geschlechterrollenerwartungen) sowie in sexualisierter Gewalt und dem Nicht-ernst-genommen-Werden in ihrer lesbischen/bi Identität, indem hetero cis Männer ihre eigene Abwesenheit oder verminderte Macht in den Leben(sentwürfen) lesbischer/bi Frauen problematisieren und (indirekt) als Legitimation für übergriffiges Verhalten anführen. Die männliche Abwesenheit und Ohnmacht mag auf die in der Situation handelnden Männer persönlich bezogen sein, aber insbesondere ist es die Abwesenheit von Männlichkeit/Männern generell, die ihnen in dieser Situation 'Angst' macht, da diese Abwesenheit die Allmacht der Heteronormativität (und der darin enthaltenen männlichen Dominanz) infrage stellt respektive angreift, was mit einem Verlust von (insbesondere hetero cis) männlichen Privilegien verbunden ist. Weiter werden Weiblichkeitsnormen in der Auseinandersetzung mit lesbischen/bi Stereotypen sichtbar, bei der sich lesbische/bi Frauen damit beschäftigen, wie sie als lesbisch/bi wahrgenommen und ernst genommen werden können, wenn sie nicht den lesbischen/bi Stereotypen entsprechen (respektive als lesbische/bi trans Frau die Auseinandersetzung damit, was sie 'erfüllen' muss, um als Frau anerkannt zu werden). Um eine Einordnung dieser Weiblichkeitsnormen zu leisten, sind die Arbeiten von Rhea Ashley Hoskin zu *Femme Theory* wegweisend, in der sie die Norm einer 'patriarchalen Weiblichkeit' beschreibt, die auf biologischem Determinismus und dem Entzug von Handlungsmacht beruht und laut der nur «white, heterosexually available, cis women» (Blair & Hoskin, 2015, S. 4) weiblich sein können. Hoskin rückt damit die Weiblichkeitsnormen innerhalb der Heteronormativität in den Fokus. Mit diesem Blickwinkel wird die oben erwähnte sexualisierte Gewalt, die lesbischen/bi Frauen entgegenschlägt, als Sanktionierung der lesbischer/bi Sexualität innewohnenden Verweigerung einer ausschliesslich auf Männer ausgerichteten, unterwürfigen weiblichen Sexualität sichtbar, die der Durchsetzung des «masculine right of access over

femininity» (Hoskin, 2019, S. 694) dient. Was Hoskin mit der Abwertung von Weiblichkeit meint und wie stark die Dominanz von cis Männlichkeit wirkt, zeigt folgendes Zitat aus einer empirischen deutschen Studie: «Deutlich wird zudem, dass die jungen Menschen, bei denen ein Coming-out mit dem 'Verlust von Männlichkeit' assoziiert ist, am meisten Bedenken vor einem Coming-out äußern: Trans* Frauen sowie schwule und bisexuell-männliche Jugendliche und junge Erwachsene» (Krell & Oldemeier, 2017, S. 194).

Da Abweichungen von der 'patriarchalen Weiblichkeit' mit queer Sein gleichgesetzt werden, entstehen und bestehen (auch in queeren Gemeinschaften) die entsprechenden vorherrschenden Stereotypen, die lesbisch/bi als ästhetisch-stilistisch maskulin ('butch') darstellen und die es lesbischen/bi Frauen mit einer (vornehmlich) weiblichen Geschlechtsausdrucksart schwer machen, als lesbisch/bi (an)erkannt zu werden (Blair & Hoskin, 2015; Hoskin, 2013). Phelan (1993) bringt diese mit einer Abweichung von der 'patriarchalen Weiblichkeit' einhergehenden stereotypen Zuschreibungen (und das damit verbundene Absprechen von Weiblichkeit) kritisch-ironisch auf den Punkt: «Being a tomboy is not an indicator of lesbianism except to those who believe that real women do not climb trees» (S. 775). Die Entwertung von Weiblichkeit setzt sich selbst in einer queeren Abweichung von der Heteronormativität noch fort, beispielsweise indem eine lesbische/bi *femme* Frau nur in Kombination mit einer diese Abweichung klarer verkörpernden lesbischen/bi Frau mit einer 'männlichen' Geschlechtsausdrucksart ('butch') als lesbisch/bi ernst genommen und gesehen wird, oder in der Abwertung von schwulen/bi Männern mit einer 'weiblichen' Geschlechtsausdrucksart ('Tunte, Schwuchtel'). Die 'patriarchale Weiblichkeit' hat also zur Folge, dass Abweichungen von ihr normativ mit ihr konträren Verhaltensweisen verknüpft werden, während die Abwertung von Weiblichkeit weiterhin durchgesetzt wird und Männlichkeit (z. B. 'butch' Lesben, trans Männer, athletische Schwule) selbst in der Abweichung weniger sanktioniert ist. 'Patriarchale Weiblichkeit' zeigt sich in den vorliegenden Ergebnissen dann, wenn bi Frauen zwar ihre Anziehung zu Männern wahrnehmen, diejenige zu Frauen jedoch nicht; wenn lesbische/bi Frauen sich Gedanken dazu machen, ob sie lesbische/bi Stereotypen (entgegen ihrem eigenen ästhetischen Stilempfinden) erfüllen 'müssen', um Sichtbarkeit zu er-

langen; wenn Beatrice beschreibt, dass ihr trans und ihr lesbisch Sein sich gegenseitig 'ausgebremst' haben, da ihre Anziehung zu Frauen der Norm entsprochen hat, als sie noch männlich gelesen wurde und sie somit wenig³⁷ äusserliche Konfrontation bezüglich einer Abweichung erlebte³⁸. Die Berichte von Corine, dass sie mehrfach erlebt habe, dass ihr lesbisch/bi Sein infrage gestellt wurde, weil sie nicht 'lesbisch aussehe' trifft für zahlreiche andere lesbische/bi *femme* Frauen zu (Blair & Hoskin, 2015). *Femme* bezeichnet einen weiblichen Geschlechtsausdruck in Abweichung von der 'patriarchalen Weiblichkeit' oder die Zurückweisungen dieser Weiblichkeitsnorm sowie die Schaffung einer eigenen Weiblichkeit (Hoskin, 2013). *Femme* besteht dabei unabhängig davon, wer die Abweichung verkörpert, womit *femme* nicht auf Frauen beschränkt ist.

Die heteronormative Trennung zwischen (hegemonialer) Männlichkeit und ('patriarchaler') Weiblichkeit stellt nicht nur eine Binarität dar, sondern eine *hierarchische* Binarität, die erstere über zweiterer anordnet (Hoskin, 2020). Die 'patriarchale Weiblichkeit' hat dabei die Funktion, Weiblichkeit durch Normierung zu unterdrücken, Abweichungen davon zu sanktionieren, diese mit konträren normativen Erwartungen zu verknüpfen und damit die Abwertung von Weiblichkeit aufrecht zu erhalten (Hoskin, 2013). Die Herausbildung einer *femme* Identität dagegen ist ein Akt von Agency, da die Abwertung von Weiblichkeit wie auch die (zwangsläufige) Erfüllung von Abweichungstereotypen zurückgewiesen wird und stattdessen eine positive Neudefinition von Weiblichkeit als *femme* erfolgt, die Unterdrückung *intersektional* zurückweist: «Femme resists: racism, colonialism, sexism, classism, transphobia, homophobia, heterosexism, fatphobia, the heterosexual matrix, and structures that devalue particular qualities in people. Femme is femininity with agency» (Hoskin, 2013, S. 31–32). Die intersektionale Perspektive ist darum wichtig, weil die Bekämpfung ausschliesslich

37 Sie erlebte allerdings Zuschreibungen von *schwul Sein* aufgrund von als weiblich wahrgenommenen Verhaltensweisen – und damit einhergehende Abwertungen.

38 Was nicht einer gewissen, grossen Tragik entbehrt, dass nämlich Abwertung und Gewalt als Reaktion auf geschlechterrollen-nonkonformes Verhalten wohl vielen queeren Menschen ihr queer Sein früh bewusst werden lässt – und gleichzeitig wohl zahlreiche nicht-queere Menschen ihr geschlechterrollen-nonkonformes Verhalten einstellen lässt.

von Heteronormativität oder von *femme*-Feindlichkeit bei gleichzeitig fortbestehender Anerkennung anderer Unterdrückungsformen nicht verhindert, die Gruppe derjenigen, die von der Heteronormativität abweichen, entlang der anderen fortbestehenden Unterdrückungsformen erneut zu spalten, womit das Vorhaben der Befreiung von der Heteronormativität zwangsläufig scheitern muss, wie eingangs dieses Kapitel bereits angekündigt – ganz zu schweigen davon, dass die Unterdrückungskategorien selbst intersektional wirken (Nguyen, 2021), wie in den Ergebnissen dieser Arbeit in Kapitel 5.1.4 *Durchschlagskraft* und diesem Kapitel hier zu sehen ist. Wahrscheinlich ist es also kein Zufall, dass Beatrice und Fiona die grösste Akzeptanz ihres lesbisch/bi/trans Seins und die schönsten Momente von Zugehörigkeit in Bewegungen erleben, die genau diese intersektionale Perspektive so konsequent umsetzen wie kaum andere in der Schweiz: Die Klima- und die feministische Streikbewegung³⁹.

6.4. Reflexion

Die Reflexion des Forschungsprozesses wird auf zwei Arten geleistet: Zuerst werden die Chancen und Limitationen der vorliegenden Arbeit beleuchtet und daraus fortlaufend Empfehlungen für weitere Forschung abgeleitet. Anschliessend folgt eine persönliche Positionierung als Forscher in diesem Prozess.

6.4.1. Chancen, Limitationen und Ausblick

Die vorliegende Arbeit reiht sich ein in das breite, aber unterschiedlich dichte/tiefe Forschungsfeld zu Identitätsprozessen, Diskriminierungen und Ressourcen queerer Menschen. Einige der Bestandteile des entwickelten Modells sind gesondert bereits relativ gut erforscht: Der

39 Nur schon das Protestmittel des Streiks als Verweigerung, die eigene Arbeitskraft kapitalisieren zu lassen, zeigt eine Perspektive an, die Klasse und die kapitalistische Produktionsweise in Analyse und Handeln berücksichtigt – etwas, das in der konsumorientierten dominanten queeren Gemeinschaft so nicht zu finden ist (s. auch Nguyen, 2021).

Bereich, der hier als Heteronormativität beschrieben wurde, ist in der Forschung über Diskriminierungserfahrungen queerer Menschen (s. Kap. 1 *Einleitung*) wiederzuerkennen, die Strategien in den Identitätsentwicklungs-/Identitätsprozessmodellen (s. Kap. 3 *Forschungsstand*). Was vielfach aus dem Fokus gerät sind Bedingungen, die lesbisches/bi Selbstbewusstsein ermöglichen (Ressourcen) sowie das Zusammenspiel dieser drei Faktoren (Diskriminierung, Identitätsentwicklung, Ressourcen). Diese Arbeit ist ein Beitrag dazu, diese Lücken zu schliessen. Sie ist dabei als explorative Studie die erste ihrer Art für den Kontext Schweiz – einerseits bezüglich der untersuchten Gruppe lesbischer/bi Frauen, andererseits in ihrem interaktionalen und systemischen Blick auf Identitätsprozesse – und gehört auch im deutschsprachigen Raum zu einem lediglich kleinen Kreis ähnlich gelagerter Forschung (insb. Krell & Oldemeier, 2017).

Das entwickelte Modell stellt Identitätsprozesse lesbischer/bi Frauen nicht als allgemeingültigen, normativen Prozess dar, dessen Bestandteile allesamt durchlaufen oder erlebt werden (müssen), sondern es leistet, Identitätsprozesse als komplexes Zusammenspiel menschlichen Handelns und die Prozessbestandteile als Analyseangebote zum Verständnis dieser Prozesse und Handlungen zu sehen (Clarke, 2005/2012, S. 58–72). Durch die Fokussierung auf Handlungen/Strategien sowie auf Bedingungen/Kontexte konnten Ergebnisse generiert werden, die lesbische/bi Lebenswelten und Erfahrungen breit darzustellen vermögen. Ihr explorativer Charakter weist auf Möglichkeiten und den Bedarf weiterer Forschung in diesem Themenfeld hin, um die Ergebnisse zu vertiefen und zu diversifizieren.

Das vorliegend entwickelte Modell ist dabei *eine* Lesart der Ergebnisse. Diese Lesart ist geprägt von der *eigenommenen* Perspektive, – die sich aus den theoretischen Grundlagen (Kap. 2), dem Forschungsstand (Kap. 3) und der Analysemethodik (Kap. 4) ergibt – der eigenen Situiertheit als Forscher (Kap. 6.4.2) sowie der Situiertheit der Interviewpartnerinnen. Andere Lesarten sind möglich, weitere Interpretationen wünschenswert und neue, ergänzende, kritische Forschung in diesem Themenfeld notwendig. Übereinstimmend mit Clarke (2005/2012) kann gesagt werden: «Hierdurch akzeptieren wir die Begrenztheit der Analyse einer bestimmten Situation, anstatt zu versuchen, sie durch die Generierung einer formalen Theorie zu überwinden» (S. 66). Die

Ergebnisse der vorliegenden Arbeit sind somit das, was als «sensibilisierende Konzepte» (Clarke, 2005/2012, S. 72–73) verstanden wird: Eine Perspektive auf die interessierenden Phänomene, die darin unterstützen, sie zu *verstehen*, ohne den Anspruch zu vertreten, eine erklärende, umfassende Theorie zu entwickeln. Die theoretischen und methodischen Zugänge ergaben sich dabei aus der Fragestellung und erwiesen sich denn auch als passend und hilfreich, um diese zu verfolgen und zu beantworten. Der Vorteil der *konstruktivistischen* Ansätze der Grounded Theory zeigte sich besonders in der Modellentwicklung, da diese Zugänge im Vergleich zum axialen Codierparadigma nach Strauss und Corbin (Heiser, 2018, S. 230–233; Strauss & Corbin, 1996, S. 75–93; Strübing, 2013, S. 119–122), das anfänglich auch in Betracht gezogen worden war, deutlich offener sind und somit ermöglichten, das vorliegende Modell herauszuarbeiten. Herausforderungen dieser Zugänge waren die Breite und Offenheit, die in ihren Begriffen und ihren Forschungshaltungen stecken. Ein Resultat davon ist, dass das Modell sehr viele Aspekte umfasst, um die Vielfalt an Strategien und Bedingungen möglichst angemessen darstellen zu können.

Aufgrund des jungen Lebensalters der Interviewpartnerinnen wären eher kurze Interviews und kurze Eingangserzählungen zu erwarten gewesen (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2013, S. 83). Dem war jedoch nicht so, die Eingangserzählungen bewegten sich von unter 5 bis zu 55 Minuten und die Interviews dauerten gesamthaft zwischen 60 und 110 Minuten. Dies ist einerseits auf eine gelungene Einstiegsfrage und einen guten Interviewleitfaden zurückzuführen, andererseits waren die Interviewpartnerinnen alle eher wortgewandt. Dies kann als Vorteil gewertet werden, wie Blumer (1969) pointiert festhält: «Man sollte in dem Lebensbereich eifrig nach Teilnehmern [*sic*] suchen, die scharfe Beobachter und gut informiert sind. Eine einzige solche Person ist hundert andere wert» (S. 123).

Die Interviewpartnerinnen entspringen einem Umfeld, das in vielerlei Hinsicht eher homogen zusammengesetzt ist und die in der lesbischen/bi Gemeinschaft vorhandene Vielfalt nur ungenügend repräsentiert (nicht nur als Personen, sondern insbesondere als thematische Emergenz in den Daten). So sind beispielsweise die Themen *Behinderung*, *Rassifizierung* und *weisse Privilegien*, *Klasse* und *Armut* sowie, aufgrund der Einschränkungen in der Fragestellung, *Alter* eher

schwach oder gar nicht vertreten. Um diese Aspekte stärker herauszuarbeiten, können intersektionale Theorien und Methoden erkenntnisreich sein. Ausserdem konnten lesbische/bi Frauen, die ihr lesbisch/bi Sein als komplett apolitische Eigenschaft verstehen und/oder keine Berührungspunkte zu lesbischen/bi Gemeinschaften haben, nicht erreicht werden. Dies ist massgeblich bedingt durch die umgesetzte Samplingstrategie, die voraussetzte, dass die Interviewpartnerinnen sich zumindest ansatzweise in einem queeren sozialen Umfeld bewegten. Der Feldzugang über *du-bist-du.ch* (s. Kap. 4.1 *Sampling*), der leider nicht erfolgreich war, hätte hier eine Diversifizierung bieten sollen. Zukünftige Forschungen tun also gut daran, eine diversifizierte Samplingstrategie anzuwenden, die das theoretische Sampling konsequenter als hier geschehen (s. Kap. 4.5 *Methodisches Vorgehen in der Datenauswertung*) umsetzt. Biografische Forschungszugänge können für das hier interessierende Forschungsfeld eine weitere Bereicherung darstellen: Mit ihnen könnten beispielsweise individuelle Zusammenhänge verschiedener Strategien oder zwischen Strategien und Bedingungen besser fokussiert, oder Typen von Identitätsprozessen gebildet werden.

Im Verlauf der Analyse tauchten die komplexen Phänomene auf, die in der Diskussion mit den Ansätzen der Intersektionalität und der *Femme Theory* fokussiert werden konnten. Es ist wünschenswert, die Verankerung dieser Phänomene in den Daten in weiterer Forschung zu vertiefen. So sollten beispielsweise die *spezifischen* Situationen von lesbischen/bi *trans* Frauen, von lesbischen/bi Frauen mit *Migrationsbiografien* oder mit *Behinderungen*, sowie die Bedeutungen von *Geschlechtsausdrucksarten* und *Rassismus* noch stärker berücksichtigt und herausgearbeitet werden. Beim Sampling, bei der Entwicklung des Interviewleitfadens sowie bei der Datenanalyse ist für weitere Forschungen somit ein ausdrücklich intersektionaler Fokus angezeigt (Erel et al., 2007, S. 247–248). Solche Leerstellen könnten ergänzend mit Situationsanalysen (Clarke, 2005/2012) aufgespürt werden, da diese aufzeigen können, «was nicht gesagt wird oder nicht sagbar ist, weil die Bedingungen der Möglichkeit dazu nicht gegeben sind. Ein Beispiel hierfür sind Tabuisierungen» (Offenberger, 2019, S. 9).

Verbindungen mit ökonomischen Faktoren sind möglicherweise darum unterbeleuchtet, weil die Interviewpartnerinnen grösstenteils noch sehr jung sind und keiner Erwerbsarbeit nachgehen. Darauf

deutet hin, dass solche Themen bei zwei der älteren Interviewpartnerinnen, Hanna und Irina, darin anklingen, dass sie als Grund für das Verstecken der lesbischen/bi Beziehung die Angst vor wirtschaftlichen Nachteilen (Wohnungssuche) ins Spiel bringen und darin, dass die berufliche Karriere für sie eine wichtige Rolle spielt. Diese Themen sollten in weiterer Forschung aufgegriffen werden, indem auch *ökonomische* Macht und Privilegien als Analysekatégorien ausdrücklich einbezogen werden. Ebenso lohnt es sich, Fragen von Zugehörigkeit und Macht/-blindheit/-strukturen (auch in queeren Gemeinschaften) zu vertiefen.

Die vorliegende Arbeit bezog die Interviewpartnerinnen nach der Interviewdurchführung nicht mehr weiter ein, wie dies beispielsweise im Prozess der Datenauswertung oder in Form einer gemeinsamen Ergebnisdiskussion möglich gewesen wäre. Bronner und Paulus (2017, Kap. 5) merken an, dass dies jedoch weitere Perspektiven eröffnen, eigene einschränkende Vorannahmen weiter reduzieren und eine «Überinterpretation von Aussagen der Befragten» (Bronner & Paulus, 2017, S. 112) vermindern könnte, weshalb partizipative Formen für weitere Forschungen in Betracht zu ziehen wären.

6.4.2. Reflexive Selbstpositionierung

Die Offenlegung und Reflexion der eigenen Position als Forscher*in in Bezug auf Macht, Privilegien und persönliche Interessen ist Bestandteil einer Forschung, die mit der hier vertretenen Haltung durchgeführt wird (Bronner & Paulus, 2017, Kap. 5.2; Clarke, 2005/2012; Klesse, 2007). Als schwuler cis Mann, der sich queeren Gemeinschaften zugehörig fühlt und diesbezüglich in verschiedenen Kontexten mehr oder weniger aktivistische Arbeit leistet, habe ich⁴⁰ einen persönlichen Bezug zur vorliegenden Forschung. Das persönliche Erleben von cis schwuler Dominanz – sowohl innerhalb queerer Gemeinschaften wie

40 In diesem Abschnitt werden bewusst Ich-Formulierungen verwendet, da die hier geforderte Reflexion zwar aus einer forschenden Rolle erfolgt, aber dennoch sehr persönlich ist und der Zugang zu diesen Reflexionsprozessen so besser zu leisten war.

auch allgemein im gesellschaftlichen Leben – war denn auch mit ein Grund für die Fokussierung auf lesbische/bi Frauen. Die eigene Zugehörigkeit zu queeren Gemeinschaften und damit einhergehende Kenntnisse über sie können grundsätzlich als vorteilhafte Voraussetzung für eine qualitativ gute Forschung gesehen werden (Blumer, 1969, S. 119–121). Dies zeigt sich beispielsweise darin, dass ich sämtliche queer-spezifischen Begriffe der Interviewpartnerinnen unmittelbar verstehen und unterschwellige Botschaften und Tropen entziffern konnte. Die Indexikalität⁴¹ (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2013, S. 84) war nichtsdestotrotz sehr gering, da keine persönliche Bekanntheit mit den Interviewpartnerinnen bestand. Ausserdem könnten mir eigene, teilweise ähnliche Erfahrungen geholfen haben, beispielsweise dabei, die richtigen Fragen zu stellen oder bei der Auswertung Phänomene oder Verbindungen zu erkennen. Gleichzeitig können durch den persönlichen Bezug auch unbewusste Vorannahmen bestehen oder etwas als selbstverständlich aufgefasst werden, das es nicht ist. Durch eine klare Orientierung an einem methodischen Vorgehen habe ich versucht, dies möglichst aufzudecken und zu vermindern.

Meine Rolle gegenüber den Interviewpartnerinnen kann als zweiseitige und zwiespältige beschrieben werden: Einerseits war ich als Angehöriger der queeren Gemeinschaft positioniert und stellte somit einen Verbündeten dar. Um mich als solcher zu positionieren, Vertrauen und Verbindung zu schaffen und auch, um möglicherweise bestehende Vorbehalte gegenüber einem männlichen Forscher abzubauen, habe ich mich entweder im Interviewaufruf oder im Vorgespräch als schwul geoutet. Andererseits wurde diese Position des Verbündeten durch meine Rolle als Forscher und – trotz allem – als cis Mann relativiert: Die Forscherrolle könnte eine gewisse Neutralität vermittelt haben, gerade auch, da ich mich nicht explizit als Verbündeter positioniert hatte, sondern dies lediglich durch mein Coming-out als schwul als ausreichend formuliert betrachtete. Die Rolle als cis Mann ist dadurch

41 Indexikalität meint, dass bestimmte Dinge in einem Interview nicht ausgesprochen werden, weil zwischen Interviewer*in und Interviewpartner*in eine so grosse Vertrautheit besteht, dass die Bedeutung der Aussage beiden unausgesprochen bekannt ist (oder dies angenommen wird). Das Problem hoher Indexikalität ist, dass solch unausgesprochenen, impliziten Bedeutungen der Analyse kaum zugänglich sind.

eine 'bedrohliche', dass sie aus den Erfahrungen lesbischer/bi Frauen oft mit sexualisierter Gewalt verbunden ist – inwieweit mein schwul Sein dies aufzuheben vermochte, kann nicht abschliessend beurteilt werden, aber bestimmt nicht vollständig. So hat sich beispielsweise Corine bei ihrer Empörung über sexualisierte Belästigung durch (hetero cis) Männer trotz meiner vorgängigen Positionierung als schwul fast entschuldigend versichert, dass sie diese äussern darf: «Du bist halt ein Mann ich will nicht dich irgendwie beleidigen oder angreifen» (Corine, Pos. 541). Themen der lesbischen/bi Sexualität könnten somit tendenziell etwas unterbeleuchtet sein und ich empfand auch eine eigene Zurückhaltung, ausdrücklicher danach zu fragen.

Meine eigene 'Betroffenheit' von einzig der Stigmatisierung aufgrund meines schwul Seins und meine Privilegien in jeglicher anderen Hinsicht (finanzielle Mittel, keine Behinderung, cis männlich, nicht rassifiziert, etc.) verschafften mir nicht nur Erleichterungen, diese Forschung durchzuführen, sondern sind wohl überdies mit ein Grund dafür, dass die vorliegende Arbeit stark auf sexuelle/romantische Orientierung fokussiert und intersektionale Perspektiven nicht im gesamten Forschungsprozess konsequent berücksichtigte.

6.5. Schlussfolgerungen für die Praxis Sozialer Arbeit

Wie in der Einleitung dieser Arbeit aufgezeigt (Kap. 1.1.1 *Relevanz für die Praxis Sozialer Arbeit*), tut sich die Soziale Arbeit bisher nicht als so queerfreundlich hervor, wie es ihrem Auftrag entspricht. Auf die Adaptierbarkeit und Übertragbarkeit der vorliegenden Ergebnisse Bezug nehmend (Kap. 6.1 *Fazit aus den Ergebnissen*, Abs. 1; Kap. 6.4 *Reflexion*) liegen die grundlegendsten Schlussfolgerung für die Arbeit mit Adressat*innen der Sozialen Arbeit in der Individualisierung und 'Intersektionalisierung': Das Modell darf nicht dazu verleiten zu denken, man wisse nun, wie die junge lesbische/bi Frau, die als Adressatin der Sozialen Arbeit konkret Unterstützung und/oder Beratung in Anspruch nimmt, ihre Identitätsprozesse erlebt (hat). Es befreit nicht von der sozialarbeiterischen Pflicht, jedem Menschen mit einem wohlwollenden Interesse für *seine* ganz persönliche Erfahrung zu begegnen und Unterschiede in der Gruppe 'der' lesbischen/bi Frauen zu

ergründen, indem die jeweilige individuelle Situiertheit und weitere Ungleichheitskategorien einbezogen werden (Bronner & Paulus, 2017, S. 94–95). Die vorliegenden Ergebnisse und das Modell können dazu dienen und Sozialarbeiter*innen darin unterstützen, die Erfahrungen von lesbischen/bi Frau besser zu *verstehen* und sie somit sozialarbeiterisch besser zu begleiten. «Intersektional zu denken, bedeutet dabei immer auch stets, die zu den Ungleichheitskategorien gehörenden Herrschaftsverhältnisse in den Blick zu nehmen und zu überlegen, wie sich dazu verhalten werden kann» (Bronner & Paulus, 2017, S. 107). Beide Aspekte werden durch die vorliegende Arbeit unterstützt: Herrschaftsverhältnisse sind mit der respektive als Heteronormativität beschrieben, und die Strategien wie auch die unterstützenden Bedingungen für lesbisches/bi Selbstbewusstsein zeigen Möglichkeiten des ‘sich dazu Verhaltens’ auf. Damit wird Sozialarbeiter*innen zur in der Praxis oftmals vorherrschenden individualistischen eine breitere, systemische Perspektive eröffnet, um *zusammen mit den Adressat*innen* sowohl deren individuelle Situiertheit in den Machtverhältnissen wie auch ihr soziales Umfeld und ihre persönlichen Strategien zu erörtern (Bronner & Paulus, 2017, S. 104–108) und daraus Agency ermöglichende sozialarbeiterische Massnahmen zu ergreifen (Raithelhuber, 2018, S. 535–542).

Wie die Ergebnisse zeigen, sind nicht alle lesbischen/bi Frauen in allen sozialen Kontexten geoutet – und müssen dies auch nicht sein. Ihre lesbische/bi Identität und die Bedingungen, in denen sie leben, wirken sich jedoch trotzdem auf sie aus, weshalb Sozialarbeiter*innen dazu angehalten sind, sich nicht erst mit diesen Themen zu befassen, wenn lesbische/bi Frauen in ihrer Arbeit sichtbar werden, sondern jederzeit aktiv zu einem queerfreundlichen Zusammenleben beizutragen. Dazu müssen sie entsprechend ausgebildet sein und sich mit queeren Lebenswelten auseinandergesetzt haben. In der sozialarbeiterischen Ausbildung müssen dazu heteronormative Entwicklungspsychologie und *femme*-feindliche Theoretiker*innen aus dem Curriculum gewiesen und mit Ansätzen, die normenkritisch und dekonstruierend sind sowie mit intersektionalen Perspektiven ersetzt werden – um (nur) einige Beispiele zu nennen. Es braucht zudem praxisorientierte Weiterbildungen für Sozialarbeiter*innen sowie klare queerfreundliche Haltungen

und Handlungen der Organisationen und Ausbildungsstätten der Sozialen Arbeit.

Der Auftrag der Sozialen Arbeit ist es, ihre Adressat*innen darin zu unterstützen, Handlungsfähigkeit respektive Agency wiederherzustellen oder zu entwickeln, wobei sie darauf zu achten hat, dass diese in sozialen Handlungsprozessen hergestellt wird und Machtungleichheiten zu berücksichtigen sind (Avenir Social, 2010; Raithelhuber, 2018, S. 535–542; Scherr, 2013, S. 236–241). Soziale Arbeit darf dabei nicht in die Falle der Individualisierung von Problemlagen tappen: Wie für die meisten Tätigkeitsfelder der Sozialen Arbeit werden Probleme nicht nachhaltig dadurch gelöst, dass einzelne Individuen ‘repariert’ werden, indem ihre Selbstwirksamkeit gefördert wird – dies ist der Unterschied zu Agency: Es geht vielmehr darum, die Handlungsmacht unterprivilegierter, diskriminierter Gruppen und Individuen zu vergrößern, und dies lässt sich nicht nur auf individueller Ebene bewerkstelligen. Handlungsmacht entsteht, indem der Heteronormativität Macht und Privilegien entzogen werden. Dies hat die Soziale Arbeit also ebenso zu leisten wie individuelle Unterstützung. Das komplexe Konstrukt der Heteronormativität erfordert es, nicht lediglich die Vielfalt der sexuellen/romantischen Orientierungen zu ermöglichen, sondern ebenso die biologistischen, binären, cisnormativen und *femme*-feindlichen Bestandteile der Heteronormativität zu dekonstruieren. Die entsprechende Haltung muss sich in den alltäglichen Handlungen und Äußerungen zeigen, indem beispielsweise ausdrücklich Formulierungen verwendet werden, die queere Lebensweisen sichtbar machen und thematisieren, oder indem die Angebote einer Organisation Sozialer Arbeit aktiv darauf untersucht werden, wie sie Heteronormativität reproduzieren und entsprechend angepasst werden. Queeren Perspektiven und Lebensweisen muss aktiv Platz geschaffen werden – auch zu Lasten von heteronormativen.

Die von lesbischen/bi Frauen angewandte Schutz- und Coming-out-Strategie der Sondierung zeigt, dass sie Signale von Akzeptanz oder Ablehnung aufmerksam wahrnehmen. Dies bietet Sozialarbeiter*innen die Gelegenheit, eine queerfreundliche Haltung zu zeigen und sich damit als Unterstützer*innen zu positionieren. Bei einem Coming-out lesbischer/bi Frauen sind Sozialarbeiter*innen angehalten, konkrete Angebote für Gespräche und Unterstützung (deren Art und Umfang

allein die betreffende lesbische/bi Frau bestimmt) zu machen. Eine simple Gleichbehandlung ist dabei nicht angezeigt, sondern die *spezifischen* Bedürfnisse lesbischer/bi Frauen müssen ermittelt und berücksichtigt werden. Queerfeindliche Abwertung und Gewalt muss zudem immer und überall in die Schranken gewiesen und mit Information und Aufklärung begegnet werden. Dabei gilt es, nicht von gleichen Positionen auszugehen, sondern die Machtungleichheiten zu berücksichtigen und aktiv auszugleichen. Beispielsweise darf es nicht mehr vorkommen, dass Giulias Freundin in ein anderes Schulhaus versetzt wird, da sie lesbisch-/bi-feindliches Mobbing erlebt, ohne dass mit den Täter*innen und dem gesamten Schulhaus zu queeren Themen sensibilisierende Interventionen stattgefunden haben. Queere Sichtbarkeit ist denn auch nicht nur für lesbische/bi Frauen wichtig, sondern im Sinne einer Wissensvermittlung und Sensibilisierung für *alle* Menschen, da fehlendes Verständnis für queere Menschen sowie fehlendes Wissen über ihre Lebenssituationen und Herausforderungen zu queerfeindlichem Verhalten oder zu ungenügender Berücksichtigung der Bedürfnisse queerer Menschen führen können.

Die Strategien der lesbischen/bi Frauen können unterstützt werden, indem Sozialarbeiter*innen sie in ihren reflexiven Denkprozessen begleiten, ihnen Räume eröffnen, um ihre lesbische/bi Identität handelnd zu erkunden, oder indem sie lesbischen/bi Frauen selbstorganisierte *safer spaces* zur Verfügung stellen. Dabei sind die Bedürfnisse der lesbischen/bi Frauen in den Vordergrund zu stellen – Sozialarbeiter*innen wirken *ermöglichend* und sollen beispielsweise nie zu einem Coming-out drängen oder queere *safer spaces* dominieren.

Die Quintessenz der in der Einleitung (Kap. 1.1.1 *Relevanz für die Praxis Sozialer Arbeit*) dargelegten Bedeutung sozialarbeiterischen Handelns, das lesbische/bi Identitätsprozesse und Lebenslagen berücksichtigt, lautete: *queerfreundliche Soziale Arbeit wirkt*. Die vorliegende Arbeit kann eine solche unterstützen. Das Schlusswort haben zwei Interviewpartnerinnen, die in ihren Schilderungen die Wichtigkeit und Wirksamkeit einer solcherart handelnden Sozialen Arbeit bestätigen:

«Ich glaube sie [Schulsozialarbeiterin] passt auch ziemlich auf, dass es uns allen [queere Schüler*innen] auch gut geht und wir uns wohl fühlen.» (Giulia, Pos. 80–81)

«Ich habe eine Lehrerin damals gehabt und sie ist echt offen gewesen. ... Sie hat immer versucht auch das Thema ein wenig in die Klasse zu bringen, weil sie auch gemerkt hat, dass viele Leute halt auch nicht so tolle Sachen gesagt haben. Und das ist für mich halt sehr wichtig gewesen.» (Corine, Pos. 288–292)

«Die Jugendarbeiterin ... kümmert sich auch darum, dass wir [queere Gruppe des Jugendtreffs] oft Ausflüge machen. ... Es ist wie ein wenig ein Schutzbunker für alle Leute, die sich wollen unter Gleichgesinnten fühlen, sich sicher fühlen wollen.» (Giulia, Pos. 124–130)

Literaturverzeichnis

- Asakura, Kenta & Craig, Shelley L. (2014). "It Gets Better" ... but How? Exploring Resilience Development in the Accounts of LGBTQ Adults. *Journal of Human Behavior in the Social Environment*, 24(3), 253–266. <https://doi.org/10.1080/10911359.2013.808971>
- Avenir Social. (2010). *Berufskodex Soziale Arbeit Schweiz. Ein Argumentarium für die Praxis* [PDF]. Bern: Avenir Social. Verfügbar unter: https://avenirsocial.ch/wp-content/uploads/2018/12/SCR_Berufskodex_De_A5_db_221020.pdf
- Berchtold, Raffael. (2012). *Coming-out Prozess bei männlichen Jugendlichen mit Fokus auf Resilienz und hilfreiche Faktoren*. Bachelorarbeit. Zürich: ZHAW Angewandte Psychologie.
- Bilodeau, Brent L. & Renn, Kristen A. (2005). Analysis of LGBT identity development models and implications for practice. *New Directions for Student Services*, 2005(111), 25–39. <https://doi.org/10.1002/ss.171>
- Blair, Karen L. & Hoskin, Rhea Ashley. (2015). Experiences of femme identity: coming out, invisibility and femmephobia. *Psychology & Sexuality*, 6(3), 229–244. <https://doi.org/10.1080/19419899.2014.921860>
- Blumer, Herbert. (1969). Der Methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus. In Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.), *Alltagswissen, Interaktion und Gesellschaftliche Wirklichkeit* (Band 1: Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie, S. 80–146). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-663-14511-0_4
- Bockting, Walter O. & Coleman, Eli (2007). Developmental stages of the transgender coming out process. Toward an integrated identity. In Randi Ettner, Stan Monstrey & Eli Coleman (Hrsg.), *Principles of Transgender Medicine and Surgery* (S. 185–208). New York: Haworth.
- Bonilla-Silva, Eduardo. (2003). *Racism without racists: color-blind racism and the persistence of racial inequality in the United States* (2nd ed.). Lanham: Rowman & Littlefield Publishers.
- Bradford, Nova J. & Syed, Moin. (2019). Transnormativity and Transgender Identity Development: A Master Narrative Approach. *Sex Roles*, 81(5–6), 306–325. <https://doi.org/10.1007/s11199-018-0992-7>
- Brake, Elizabeth. (2017). *Amatonormativity. Elizabeth Brake*. Verfügbar unter: <https://elizabethbrake.com/amatonormativity/>

- Brennan, Samantha. (2011). Fashion and Sexual Identity, or why Recognition Matters. In Jessica Wolfendale & Jeanette Kennett (Hrsg.), *Fashion – Philosophy for Everyone* (1st ed., S. 120–134). Hoboken: Wiley. <https://doi.org/10.1002/9781444345568.ch8>
- Brennan, Samantha. (n. d.). *“Those Shoes Are Definitely Bicurious”: More Thoughts on the Politics of Fashion*. Draft version. University of Western Ontario. Verfügbar unter: <https://philpapers.org/archive/BRETSA>
- Brodersen, Folke. (2018). Gestalt(ung) des Coming-out. Lesbische und schwule Jugendliche und junge Erwachsene in der Ökonomie der Sichtbarkeit. *GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 10(3–2018), 85–100. <https://doi.org/10.3224/gender.v10i3.07>
- Brodersen, Folke & Oldemeier, Kerstin. (2017). Coming-out. *Gender Glossar*. Verfügbar unter: <https://www.gender-glossar.de/post/coming-out>
- Bronner, Kerstin & Paulus, Stefan. (2017). *Intersektionalität: Geschichte, Theorie und Praxis*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Brown, Laura S. (1995). Lesbian Identities: Concepts and Issues. In Anthony R. D’Augelli & Charlotte J. Patterson (Hrsg.), *Lesbian, Gay, and Bisexual Identities over the Lifespan: Psychological Perspectives* (S. 3–23). New York: Oxford University.
- Brüsemeister, Thomas. (2008). *Qualitative Forschung: ein Überblick* (2., überarb. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Burke, Meghan A. (2017). Colorblind Racism: Identities, Ideologies, and Shifting Subjectivities. *Sociological Perspectives*, 60(5), 857–865. <https://doi.org/10.1177/0731121417723827>
- Butler, Judith. (2003). *Das Unbehagen der Geschlechter* (Kathrin Menke, Übers.; Sonderausgabe zum 40jährigen Bestehen der ed. Suhrkamp.). Frankfurt am Main: Suhrkamp. (Original erschienen 1990: Gender Trouble)
- Butler, Judith. (1997). Merely Cultural. *Social Text*, (52/53), 265–277. <https://doi.org/10.2307/466744>
- Cass, Vivienne C. (1979). Homosexual Identity Formation: A Theoretical Model. *Journal of Homosexuality*, 4(3), 219–235.
- Cass, Vivienne C. (1996). Sexual orientation identity formation: A Western phenomenon. In Robert P. Cabaj & Terry S. Stein (Hrsg.), *Textbook of homosexuality and mental health* (S. 227–251). Arlington: American Psychiatric Association.
- Chapman, Beata E. & Brannock, JoAnn C. (1987). Proposed Model of Lesbian Identity Development: An Empirical Examination. *Journal of Homosexuality*, 14(3–4), 69–80. https://doi.org/10.1300/J082v14n03_05
- Charmaz, Kathy. (2014). *Constructing Grounded Theory* (2nd ed.). London: Sage.
- Clarke, Adele E. (2012). *Situationsanalyse. Grounded Theory nach dem Postmodern Turn* (Juliane Sarnes, Übers.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. (Original erschienen 2005: Situational Analysis. Grounded Theory After the Postmodern Turn)

- Coleman, Eli. (1982). Developmental Stages of the Coming Out Process. *Journal of Homosexuality*, 7(2–3), 31–43. https://doi.org/10.1300/J082v07n02_06
- Corbin, Juliet & Strauss, Anselm. (1990). Grounded Theory Research: Procedures, Canons and Evaluative Criteria. *Zeitschrift für Soziologie*, 19(6), 418–427.
- Cordes, Drew. (2011). Why I Flag (It's Not Just About Sex). *Bilerico Report / LGBTQ Nation*. Verfügbar unter: http://www.bilerico.com/2011/11/why_i_flag_its_not_just_about_sex.php
- D'Augelli, Anthony R. (1994). Identity development and sexual orientation: Toward a model of lesbian, gay, and bisexual development. In Edison J. Trickett, Roderick J. Watts & Dina Birman (Hrsg.), *Human diversity: Perspectives on people in context* (S. 312–333). San Francisco: Jossey-Bass.
- Dermer, Shannon B.; Smith, Shannon D. & Barto, Korenna K. (2010). Identifying and Correctly Labeling Sexual Prejudice, Discrimination, and Oppression. *Journal of Counseling & Development*, 88(3), 325–331. <https://doi.org/10.1002/j.1556-6678.2010.tb00029.x>
- Devor, Aaron. (2004). Witnessing and mirroring: A fourteen stage model of transsexual identity formation. *Journal of Gay & Lesbian Mental Health*, 8(1), 41–67.
- Dietze, Gabriele; Yekani, Elahe Haschemi & Michaelis, Beatrice. (2012). *Intersektionalität und Queer Theory* [PDF]. Verfügbar unter: https://portal-intersektion.alitaet.de/uploads/media/Dietze_HaschemiYekani_Michaelis_01.pdf
- Duggan, Lisa. (2002). The new homonormativity: The sexual politics of neoliberalism. In Russ Castronovo & Dana D. Nelson (Hrsg.), *Materializing Democracy: Toward a Revitalized Cultural Politics* (S. 175–194). Durham: Duke University.
- Dziengel, Lake. (2015). A Be/Coming-Out Model: Assessing Factors of Resilience and Ambiguity. *Journal of Gay & Lesbian Social Services*, 27(3), 302–325. <https://doi.org/10.1080/10538720.2015.1053656>
- Eliason, Michele J. (1996). An Inclusive Model of Lesbian Identity Assumption. *Journal of Gay, Lesbian, and Bisexual Identity*, 1(1), 3–19.
- Eliason, Michele J. & Schope, Robert. (2007). Shifting Sands or Solid Foundation? Lesbian, Gay, Bisexual, and Transgender Identity Formation. In Ilan H. Meyer & Mary E. Northridge (Hrsg.), *The health of sexual minorities: public health perspectives on lesbian, gay, bisexual and transgender population* (S. 3–26). New York: Springer.
- Emirbayer, Mustafa & Mische, Ann. (1998). What Is Agency? *American Journal of Sociology*, 103(4), 962–1023. <https://doi.org/10.1086/231294>
- Erel, Umut; Haritaworn, Jinthana; Gutiérrez Rodríguez, Encarnación & Klesse, Christian. (2007). Intersektionalität oder Simultaneität!? Zur Verschränkung und Gleichzeitigkeit mehrfacher Machtverhältnisse – Eine Einführung. In Jutta Hartmann, Christian Klesse, Peter Wagenknecht, Bettina Fritzsche & Kristina Hackmann (Hrsg.), *Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht* (1. Aufl., S. 239–250). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Faderman, Lillian. (1985). The "New Gay" Lesbians. *Journal of Homosexuality*, 10(3-4), 85-96. https://doi.org/10.1300/J082v10n03_12
- Foucault, Michel. (1983). *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1* (Ulrich Raulff & Walter Seitter, Übers.; 1. Aufl.). Frankfurt am Main: Suhrkamp. (Original erschienen 1976: *Histoire de la sexualité*, 1: La volonté de savoir)
- Frohn, Dominic. (2005). Subjektive Theorien von Lesben und Schwulen zum Coming Out – eine explorative Studie. *Kölner Psychologische Studien: Beiträge zur natur-, kultur-, sozialwissenschaftlichen Psychologie*, 10(1), 19-63.
- Gagné, Patricia; Tewksbury, Richard & McGaughey, Deanna. (1997). Coming Out and Crossing Over. Identity Formation and Proclamation in a Transgender Community. *Gender & Society*, 11(4), 478-508. <https://doi.org/10.1177/089124397011004006>
- Goffman, Erving. (2018). *Stigma: Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität* (Frigga Haug, Übers.; 24. Aufl.). Frankfurt am Main: Suhrkamp. (Original erschienen 1963: *Stigma. Notes on the Management of Spoiled Identity*)
- Hark, Sabine & Meißner, Hanna. (2018). Geschlechterverhältnisse und die (Un-)Möglichkeit geschlechtlicher Vielfalt. *Bundeszentrale für politische Bildung*. Verfügbar unter: <https://www.bpb.de/themen/gender-diversitaet/geschlechtlich-e-vielfalt-trans/245179/geschlechterverhaeltnisse-und-die-un-moeglichkeit-geschlechtlicher-vielfalt/>
- Hartmann, Jutta & Klesse, Christian. (2007). Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht – eine Einführung. In Jutta Hartmann, Christian Klesse, Peter Wagenknecht, Bettina Fritzsche & Kristina Hackmann (Hrsg.), *Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht* (1. Aufl., S. 9-15). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Heiser, Patrick. (2018). *Meilensteine der qualitativen Sozialforschung: Eine Einführung entlang klassischer Studien*. Wiesbaden: Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-18557-2>
- Hofmann, Monika; Lüthi, Janine & Kappler, Christa. (2019). *Akzeptanz sexueller und geschlechtlicher Vielfalt in pädagogischen Settings der Deutschschweiz. Recherchebericht*. Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung, Universität Bern. <https://doi.org/10.7892/boris.138770>
- Hong, Jun Sung; Espelage, Dorothy L. & Kral, Michael J. (2011). Understanding suicide among sexual minority youth in America: An ecological systems analysis. *Journal of Adolescence*, 34(5), 885-894. <https://doi.org/10.1016/j.adolescence.2011.01.002>
- Hoskin, Rhea Ashley. (2013). *Femme Theory: Femininity's Challenge to Western Feminist Pedagogies*. Masterthesis. Kingston: Queen's University.
- Hoskin, Rhea Ashley. (2019). Femmephobia: The Role of Anti-Femininity and Gender Policing in LGBTQ+ People's Experiences of Discrimination. *Sex Roles*, 81(11-12), 686-703. <https://doi.org/10.1007/s11199-019-01021-3>

- Hoskin, Rhea Ashley. (2020). "Femininity? It's the Aesthetic of Subordination": Examining Femmephobia, the Gender Binary, and Experiences of Oppression Among Sexual and Gender Minorities. *Archives of Sexual Behavior*, 49(7), 2319–2339. <https://doi.org/10.1007/s10508-020-01641-x>
- Hoskin, Rhea Ashley; Jenson, Kay E. & Blair, Karen L. (2017). Is our feminism bullshit? The importance of intersectionality in adopting a feminist identity. *Cogent Social Sciences*, 3(1). <https://doi.org/10.1080/23311886.2017.1290014>
- Human Rights Campaign. (2012). *Growing up LGBT in America. HRC Youth Survey Report. Key Findings*.
- Jensen, Sune Qvotrup. (2011). Othering, identity formation and agency. *Qualitative Studies*, 2(2), 63–78. <https://doi.org/10.7146/qs.v2i2.5510>
- Karich, Cordula. (2003). *Soziale und biographische Fremdheitserfahrungen und ihre Verarbeitung in der Lebenspraxis lesbischer Frauen*. Diplomarbeit. Hochschule Zittau/Görlitz.
- Keupp, Heiner. (Hrsg.). (2008). *Identitätskonstruktionen: das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne* (4. Aufl.). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Klein, Kate; Holtby, Alix; Cook, Katie & Travers, Robb. (2015). Complicating the Coming Out Narrative: Becoming Oneself in a Heterosexist and Cissexist World. *Journal of Homosexuality*, 62(3), 297–326. <https://doi.org/10.1080/00918369.2014.970829>
- Kleiner, Bettina. (2016). Heteronormativität. *Gender Glossar*. Verfügbar unter: <https://www.gender-glossar.de/post/heteronormativitaet>
- Klesse, Christian. (2007). Heteronormativität und qualitative Forschung. Methodische Überlegungen. In Jutta Hartmann, Christian Klesse, Peter Wagenknecht, Bettina Fritzsche & Kristina Hackmann (Hrsg.), *Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht* (1. Aufl., S. 35–51). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kokits, Maya Joleen & Thuswald, Marion. (2015). gleich sicher? sicher gleich? Konzeptionen (queer) feministischer Schutzzräume. *FEMINA POLITICA – Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft*, 24(1), 83–93. <https://doi.org/10.3224/feminapolitica.v24i1.19254>
- Krappmann, Lothar. (1975). *Soziologische Dimensionen der Identität: Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen*. Stuttgart: Klett.
- Krell, Claudia & Oldemeier, Kerstin. (2016). I am what I am? – Erfahrungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans und queeren Jugendlichen in Deutschland. *GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 8(2), 46–64. <https://doi.org/10.3224/gender.v8i2.23733>
- Krell, Claudia & Oldemeier, Kerstin. (2017). *Coming-out – und dann ...?! Coming-out-Verläufe und Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und queeren Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Deutschland*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.

- Kuper, Laura E.; Wright, Liz & Mustanski, Brian S. (2018). Gender identity development among transgender and gender nonconforming emerging adults: An intersectional approach. *International Journal of Transgenderism*, 19(4), 436–455. <https://doi.org/10.1080/15532739.2018.1443869>
- Kurzman, Charles; Ghoshal, Rajesh; Gibson, Kristin; Key, Clinton; Roos, Micah & Wells, Amber. (2014). Powerblindness. *Sociology Compass*, 8(6), 718–730. <https://doi.org/10.1111/soc4.12161>
- LesMigraS. (2012). „... Nicht so greifbar und doch real“ Eine quantitative und qualitative Studie zu Gewalt- und (Mehrfach-)Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, bisexuellen Frauen und Trans* in Deutschland. Berlin: LesMigraS.
- Levitt, Heidi M. & Ippolito, Maria R. (2014a). Being Transgender: The Experience of Transgender Identity Development. *Journal of Homosexuality*, 61(12), 1727–1758. <https://doi.org/10.1080/00918369.2014.951262>
- Levitt, Heidi M. & Ippolito, Maria R. (2014b). Being Transgender: Navigating Minority Stressors and Developing Authentic Self-Presentation. *Psychology of Women Quarterly*, 38(1), 46–64. <https://doi.org/10.1177/0361684313501644>
- Lewis, Lou Ann. (1984). The Coming-Out Process for Lesbians: Integrating a Stable Identity. *Social Work*, 29(5), 464–469. <https://doi.org/10.1093/sw/29.5.464>
- LGBT+ Helpline. (2022). *Hate Crime Bericht 2022. Bericht über das Monitoring LGBTQ-feindlicher Diskriminierung & Gewalt in der Schweiz 2021*.
- Link, Bruce G. & Phelan, Jo C. (2001). Conceptualizing Stigma. *Annual Review of Sociology*, 27(1), 363–385. <https://doi.org/10.1146/annurev.soc.27.1.363>
- Ludwig, Gundula. (2018). Queering Capitalism. *Krisis*, 2, 135–138.
- Maihofer, Andrea. (2014). Hegemoniale Selbstaffirmierung und Veränderung. In Karin Hostettler & Sophie Vögele (Hrsg.), *Diesseits der imperialen Geschlechterordnung: (post-)koloniale Reflexionen über den Westen* (S. 319–332). Bielefeld: transcript.
- Maindok, Herlinde. (2003). *Professionelle Interviewführung in der Sozialforschung: Interviewtraining: Bedarf, Stand und Perspektiven* (2. Aufl.). Herbolzheim: Centaurus.
- Marques, Ana Cristina. (2020). Telling stories; telling transgender coming out stories from the UK and Portugal. *Gender, Place & Culture*, 27(9), 1287–1307. <https://doi.org/10.1080/0966369X.2019.1681943>
- McCarn, Susan R. & Fassinger, Ruth E. (1996). Revisioning Sexual Minority Identity Formation: A New Model of Lesbian Identity and its Implications for Counseling and Research. *The Counseling Psychologist*, 24(3), 508–534. <https://doi.org/10.1177/0011000096243011>
- McIntyre, Shannon L.; Antonucci, Erica A. & Haden, Sara C. (2014). Being White Helps: Intersections of Self-Concealment, Stigmatization, Identity Formation, and Psychological Distress in Racial and Sexual Minority Women. *Journal of Lesbian Studies*, 18(2), 158–173. <https://doi.org/10.1080/10894160.2014.867400>

- McLean, Kirsten. (2007). Hiding in the closet? Bisexuals, coming out and the disclosure imperative. *Journal of Sociology*, 43(2), 151–166. <https://doi.org/10.1177/1440783307076893>
- McLean, Kate C.; Lilgendahl, Jennifer P.; Fordham, Chelsea; Alpert, Elizabeth; Marsden, Emma; Szymanowski, Kathryn et al. (2018). Identity development in cultural context: The role of deviating from master narratives. *Journal of Personality*, 86(4), 631–651. <https://doi.org/10.1111/jopy.12341>
- McLean, Kate C. & Syed, Moin. (2015). Personal, Master, and Alternative Narratives: An Integrative Framework for Understanding Identity Development in Context. *Human Development*, 58(6), 318–349. <https://doi.org/10.1159/000445817>
- Mead, George Herbert. (1975). *Geist, Identität und Gesellschaft: aus der Sicht des Sozialbehaviorismus* (Ulf Pacher, Übers.; 2. Aufl.). Frankfurt am Main: Suhrkamp. (Original erschienen 1934/1975: Mind, Self and Society. From the standpoint of a social behaviorist)
- Mey, Günter & Mruck, Katja. (2007). Grounded Theory Methodologie – Bemerkungen zu einem prominenten Forschungsstil. *Historical Social Research, Supplement*, 19, 11–39.
- Meyer, Ilan H. (2003). Prejudice, Social Stress, and Mental Health in Lesbian, Gay, and Bisexual Populations: Conceptual Issues and Research Evidence. *Psychological bulletin*, 129(5), 674–697. <https://doi.org/10.1037/0033-2909.129.5.674>
- Mustanski, Brian; Newcomb, Michael E. & Garofalo, Robert. (2011). Mental Health of Lesbian, Gay, and Bisexual Youths: A Developmental Resiliency Perspective. *Journal of Gay & Lesbian Social Services*, 23(2), 204–225. <https://doi.org/10.1080/10538720.2011.561474>
- Nguyen, Duc Hien. (2021). The Political Economy of Heteronormativity. *Review of Radical Political Economics*. <https://doi.org/10.1177/04866134211011269>
- Offenberger, Ursula. (2019). Anselm Strauss, Adele Clarke und die feministische Gretchenfrage. Zum Verhältnis von Grounded-Theory-Methodologie und Situationsanalyse. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 20(2), Art. 6.
- Phelan, Shane. (1993). (Be)Coming Out: Lesbian Identity and Politics. *Signs: Journal of Women in Culture and Society*, 18(4), 765–790. <https://doi.org/10.1086/494842>
- Plöderl, Martin; Kralovec, Karl; Fartacek, Clemens & Fartacek, Reinhold. (2009). Homosexualität als Risikofaktor für Depression und Suizidalität bei Männern. *Blickpunkt der Mann*, 7(4), 28–37.
- Przyborski, Aglaja & Wohlrab-Sahr, Monika. (2013). *Qualitative Sozialforschung*. München: Oldenbourg. <https://doi.org/10.1524/9783486719550>
- Pühl, Katharina & Sauer, Birgit. (2018). Queer-feministische Kapitalismusanalyse. Einleitung. In Katharina Pühl & Birgit Sauer (Hrsg.), *Kapitalismuskritische Gesellschaftsanalyse: queer-feministische Positionen* (S. 7–20).

- Raithelhuber, Eberhard. (2018). Agency. In Gunther Graßhoff, Anna Renker & Wolfgang Schröer (Hrsg.), *Soziale Arbeit* (S. 531–544). Wiesbaden: Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-658-15666-4_36
- Rasmussen, Mary Lou. (2004). The Problem of Coming Out. *Theory Into Practice*, 43(2), 144–150. https://doi.org/10.1207/s15430421tip4302_8
- Regierungsrat des Kantons Basel-Stadt. (2022). *Ratschlag zu einem Kantonalen Gleichstellungsgesetz zu Geschlecht und sexueller Orientierung (Kantonales Gleichstellungsgesetz)*. Nr. 21.0829.01.
- Renn, Kristen A. & Bilodeau, Brent. (2005). Queer Student Leaders: An Exploratory Case Study of Identity Development and LGBT Student Involvement at a Midwestern Research University. *Journal of Gay & Lesbian Issues in Education*, 2(4), 49–71. https://doi.org/10.1300/J367v02n04_04
- Rich, Adrienne. (1980). Compulsory Heterosexuality and Lesbian Existence. *Signs. Journal of Women in Culture and Society*, 5(4), 631–660.
- Robinson, Brandon Andrew. (2016). Heteronormativity and Homonormativity. In Angela Wong, Maithree Wickramasinghe, renee hoogland & Nancy A. Naples (Hrsg.), *The Wiley Blackwell Encyclopedia of Gender and Sexuality Studies*. Hoboken: Wiley. <https://doi.org/10.1002/9781118663219.wbegs013>
- Rommelspacher, Birgit. (1997). Identität und Macht. Zur Internalisierung von Diskriminierung und Dominanz. In Heinrich Keupp & Renate Höfer (Hrsg.), *Identitätsarbeit heute: klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung* (1. Aufl., S. 250–269). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Rosenthal, Gabriele. (1995). *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte: Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt am Main: Campus.
- Scherr, Albert. (2013). Agency – ein Theorie- und Forschungsprogramm für die Soziale Arbeit? In Gunther Graßhoff (Hrsg.), *Adressaten, Nutzer, Agency* (S. 229–242). Wiesbaden: Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19007-5_14
- Schirmer, Uta. (2017). Zwischen Ausblendung und Sozialpädagogisierung? Dilemmata bei der Konstruktion von LSBT*-Jugendlichen als Zielgruppe Sozialer Arbeit. *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung*, 12(2), 177–189. <https://doi.org/10.3224/diskurs.v12i2.04>
- Schumann, Kerstin & Wöller, Sabine. (2015). *Auswertung der Befragungen von Fachkräften der Kinder- und Jugendhilfe und Eltern zur Situation von lesbischen, schwulen und transgender Kindern und Jugendlichen in der Landeshauptstadt Magdeburg 2015*. Magdeburg.
- Schütze, Fritz. (1983). Biographieforschung und narratives Interview. *Neue Praxis*, 13(3), 283–293. <https://doi.org/10.2307/j.ctvdf09cn>
- Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport (Hrsg.). (2001). *Sie liebt sie. Er liebt ihn. Eine Studie zur psychosozialen Situation junger Lesben, Schwuler und Bisexueller in Berlin*. Berlin: Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport.

- Sexuelle Gesundheit Zürich SeGZ. (2020). Willkommen bei du-bist-du. *du-bist-du*. Verfügbar unter: <https://du-bist-du.ch/>
- Sophie, Joan. (1986). A Critical Examination of Stage Theories of Lesbian Identity Development. *Journal of Homosexuality*, 12(2), 39–51. https://doi.org/10.1300/J082v12n02_03
- Staniszewski, Lydia. (2019). *Geschlechtliche und sexuelle Vielfalt in der Schulsozialarbeit*. Masterthesis. Olten: FHNW.
- Staudenmeyer, Bettina; Kaschuba, Gerrit; Barz, Monika & Bitzan, Maria. (2016). *Vielfalt von Geschlecht und sexueller Orientierung in der Jugendarbeit in Baden-Württemberg*. Baden-Württemberg: Ministerium für Soziales und Integration.
- Strauss, Anselm & Corbin, Juliet (1996). *Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz.
- Strübing, Jörg. (2013). *Qualitative Sozialforschung: eine komprimierte Einführung für Studierende*. München: Oldenbourg.
- Troiden, Richard R. (1989). The Formation of Homosexual Identities. *Journal of Homosexuality*, 17(1–2), 43–74. https://doi.org/10.1300/J082v17n01_02
- Wagenknecht, Peter. (2007). Was ist Heteronormativität? Zu Geschichte und Gehalt des Begriffs. In Jutta Hartmann, Christian Klesse, Peter Wagenknecht, Bettina Fritzsche & Kristina Hackmann (Hrsg.), *Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht* (1. Aufl., S. 17–34). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Wang, Jen; Dey, Michelle; Soldati, Lorenzo; Weiss, Mitchell G.; Gmel, Gerhard & Mohler-Kuo, Meichun. (2014). Psychiatric disorders, suicidality, and personality among young men by sexual orientation. *European Psychiatry*, 29(8), 514–522. <https://doi.org/10.1016/j.eurpsy.2014.05.001>
- Wang, Jen; Häusermann, Michael; Wydler, Hans; Mohler-Kuo, Meichun & Weiss, Mitchell G. (2012). Suicidality and sexual orientation among men in Switzerland: Findings from 3 probability surveys. *Journal of Psychiatric Research*, 46(8), 980–986. <https://doi.org/10.1016/j.jpsychires.2012.04.014>
- Wang, Jen; Plöderl, Martin; Häusermann, Michael & Weiss, Mitchell G. (2015). Understanding Suicide Attempts Among Gay Men From Their Self-perceived Causes. *The Journal of Nervous and Mental Disease*, 203(7), 499–506. <https://doi.org/10.1097/NMD.0000000000000319>
- Warner, Michael. (1993). Introduction. In Michael Warner (Hrsg.), *Fear of a queer planet: queer politics and social theory* (S. vii–xxx). Minneapolis: University of Minnesota.
- Watzlawick, Meike. (2014). Homo-, bi- oder heterosexuell? Identitätsfindung in, zwischen und außerhalb der Norm. *Zeitschrift für Inklusion*, 3. Verfügbar unter: <https://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/227>

- Watzlawik, Meike. (2003). *Jugendliche erleben sexuelle Orientierungen. Eine Internetbefragung zur sexuellen Identitätsentwicklung bei amerikanischen und deutschsprachigen Jugendlichen im Alter von 12 bis 16 Jahren*. Braunschweig: Technische Universität Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig.
- Watzlawik, Meike; Salden, Ska & Hertlein, Julia. (2017). Was, wenn nicht immer alles so eindeutig ist, wie wir denken? Erfahrungen LSBT*-Jugendlicher in der Schule und das Konzept der Ambiguitätstoleranz. *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung*, 12(2), 161–175. <https://doi.org/10.3224/diskurs.v12i2.03>
- Weber, Max. (1904). Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik*, 19(1), 22–87.
- Weber, Max. (1921). *Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriß der Verstehenden Soziologie* (5., rev. Aufl.). Tübingen: Mohr Siebeck.
- Weber, Patrick. (2022). *Homonegatives Verhalten bei Jugendlichen in der Deutschschweiz. Prävalenz und Erklärung anhand eines multifaktoriellen Modells*. Dissertation. Freiburg im Breisgau: Pädagogischen Hochschule Freiburg. Verfügbar unter: <https://nbn-resolving.org/html/urn:nbn:de:bsz:frei129-opus4-9510>
- Weinberg, Martin S.; Williams, Colin J. & Pryor, Douglas W. (1995). *Dual attraction: understanding bisexuality*. New York: Oxford University.
- West, Candace & Zimmerman, Don H. (1987). Doing Gender. *Gender & Society*, 1(2), 125–151. <https://doi.org/10.1177/0891243287001002002>
- Winker, Gabriele & Degele, Nina. (2009). *Intersektionalität: Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839411490>
- Woltersdorff, Volker. (2005). *Coming out: Die Inszenierung schwuler Identitäten zwischen Auflehnung und Anpassung*. Frankfurt am Main: Campus.
- Woltersdorff, Volker. (2017). Sexuelle Freiheit und Kapitalismus. *Geschichte der Gegenwart*. Verfügbar unter: <https://geschichtedergewenwart.ch/sexuelle-freiheit-und-kapitalismus/>
- Zuehlke, Ramona. (2004). „Nichts an mir ist anders, eigentlich ...“: *Becoming out – die Verwirklichung lesbischer Selbst- und Lebenskonzepte im postmodernen Spannungsfeld von Individuum, Subkultur und Gesellschaft*. Herbolzheim: Centaurus.